

1-12 T

DIE SCHLESISCHEN MASSIVEN

WEHRBAUTEN

BAND 4. FÜRSTENTUM LIEGNITZ

KREISE LIEGNITZ * GOLDBERG * LÜBEN

VON DR. PHIL. HABIL. KURT BIMLER
BRESLAU 1943 - IN KOMMISSION: HEYDEBRAND - VERLAG

Fürstentum Liegnitz.

In schöner Geschlossenheit breitet sich das ehemalige, drei heutige Kreise umfassende Herzogtum zu beiden Seiten des Katzbachflusses aus. Restteile zweier erschlagener Nachbarkreise mit den Städten Schöнау und Raudten runden es an mageren Stellen des Westens und Ostens ab.

Es sind an 700 Jahre her, daß eine eigene Herzogslinie im ausgedehnten Piastenraum die Geckicke des neu abgegrenzten Landes in die Hand genommen hat. Mit Ausnahmen haben tüchtige Nachfolger dem anvertrauten Fürstentum die Merkmale eines in jeder Hinsicht auf eine hohe Stufe gebrachten Territoriums verliehen. Der Anteil der zur Erschließung des Landes herangerufenen deutschen Ansiedler bedarf im Rahmen dieses Buches keiner Erörterung. Die Lage des Fürstentums in Flachland und Höhen des Bober-Katzbachgebirges bot günstige Voraussetzungen für den Anbau von Feld- und Gartenfrüchten wie für die Entwicklung von lohnenden Gewerben. Dem inkrativen Goldbergbau, der einer rührigen Stadt Namen und Ruf gegeben, gesellte sich der künstlerischen Zielen auf den Gebieten der Architektur und Plastik dienende Bruch des Hockenauer Sandsteins, den wir in reichster skulpturierter Verwendung an den Hoffassaden des Renaissanceschlusses zu Brieg kennen lernten, das als Sitz eines einst abgezweigten Teilfürstentums seine politische und kulturelle Verbundenheit mit Liegnitz nie verleugnet hat. Als nach letzten unglücklichen Regentenjahren 1419 die Liegnitzer Linie der Piasten ausstarb, trat ein Brieger Piast in der Person Ludwigs II. als Erbe und Erneuerer des Fürstenhauses in Erscheinung.

Fast deutlicher als manche oft dem Untergang verfallenden kulturellen Errungenschaften kündigt der Stand mittel- und nachmittelalterlicher massiver Wehrbauten die einst erreichte Höhe des Wohlstandes und des Strebens nach Behaglichkeit des Lebens an. Davon geben gerade in diesem schlesischen Teilraume Reste mächtiger Schutz- und Trutzbauten Kunde. Die Stärke der Liegnitzer und Goldberger Stadtmauern ist in keinem anderen schlesischen Orte selbst in der Handelsmetropole Breslau nicht, erreicht worden. Darauf und auf der Tapferkeit ihrer Bürger und Herzöge gründete sich der Ruf der Burgen und Städte.

Kreis Liegnitz.

Die Aussonderung des selbständigen Stadtkreises Liegnitz vermindert die Einwohnerzahl des unverändert gebliebenen Gebietes um fast zwei Drittel. Das Gewicht des Städtchens Parchwitz gleicht in Ziffern die Einbuße nicht aus, wiewohl es erhöhte Werte auf dem Felde einer vorzüglichen Baukultur bürgerlichen und wehrmässigen Charakters mit seinem Schlosse in die Wagschale zu legen hat. Die vergrößerten Kreise Neumarkt, Wohlau, Lüben, Goldberg und Jauer umsäumen mit wechselnder Struktur unseren Ausschnitt aus der niederschlesischen Tiefebene, der mit sporadisch durchsetzenden Anhöhen der Schöuplatz dreier für das Wohl der gesamten Provinz entscheidender Siege 1241 und 1760 und 1813 wurde. Vom ersten von ihnen, dem vernichtenden Schlag gegen die anbrandenden Mongolen bei Wahlstatt hat sich der Ruf der Örtlichkeit in der Geschichte der abendländischen Kultur einen Vorzugspatz gesichert.

Stadt Liegnitz.

Die nicht gut wegzudenkende landläufige Bezeichnung Gartenstadt gibt dem an Bevölkerung über das 80. Tausend gewachsenen Sitz der niederschlesischen

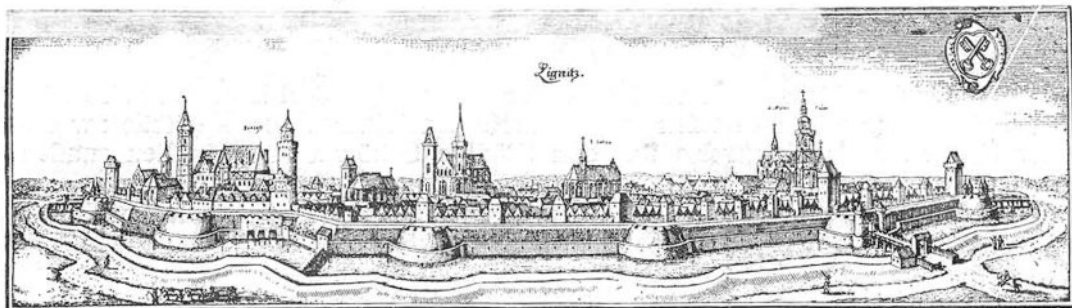


Abb. 1. Liegnitz um 1620. Stich von M. Merian.

Aus „Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins“ Bd. 10.

Regierung die aus der gehobenen Feldkultur der Umgebung rührende besondere Note. Als alte Handelsstadt an der Kreuzung der von Sachsen nach Breslau verlaufenden Hohen Straße mit der von der Ostsee über Glogau ins schlesische Gebirge teils über Goldberg, teils über Jauer vorstoßenden Wege und als Vorort einer beachtlichen Industrie hat die deutsche Gründung der gewaltigen Kampfzeit des zweiten Heinrich, des Helden von Wahlstatt, ihre angestammte Stellung im schlesischen Raume behauptet. Vor und seit den düsteren Mongolentagen des 1241. Jahres stand Liegnitz als stets wehrhafter Ort mit mittelalterlich festem Schloß als festungsmäßig ausgebaute Hüterin deutscher Gesittung und Machtentfaltung am Nordwesteingang in den schlesischen Raum.

Dank der periodischen Veröffentlichungen der „Mitteilungen“ werden wir durch den Liegnitzer Geschichts- und Altertumsverein laufend mit den wichtigsten Vorgängen aus der Spatenforschung wie auch mit den Auslassungen heimischer Forscher über Fragen der Schlösser- und Städteentwicklung und der Befestigung innerhalb des Fürstentums bekannt gemacht. Die chronikalischen Darstellungen von Samtner und Krafft haben hier durch Stadtarchivar Zumwinkel mit vielfach abänderungsbedürftiger Rekonstruktion eines Stadtgrundrisses um 1451 schon 1906/8 und Reg. Baurat Fritz Pfeiffer 1924/5 zusammenfassende Ergänzungen erfahren. Ausreichende Kenntnisse im Wehrbau können wir freilich nicht bei ihnen voraussetzen. Über die Entwicklung der Liegnitzer Gewässer liegt seit demselben Jahre eine Studie des Reg. Baurates Paul Mylius vor. Zusammenfassende Einführungskapitel aus der Liegnitzer Geschichte enthält das 1927 herausgegebene „Heimatbuch“.

Die wichtigste Urkunde, der maßstäblich gezeichnete moderne Altstadtgrundriß sowie ergänzende ältere Pläne sind mir durch Stadtbauamt (Stadtbaurat Dr. Ing. Krawietz) und Stadtarchiv und Bibliothek (Direktor Dr. Theodor Schönborn und Dr. Fritz Wiggert) zur Verfügung gestellt worden. Städt. Vermessungsrat Weinreich und sein Gehilfe Otto Gründel erwiesen sich als gute Ratgeber bei Durchforschung des Stadtraumes. Museumsinspektor Paul Mertin half mit seiner Kenntnis der historischen Wehranlagen, im besonderen des Goldberger Walltores.

Die beiden ältesten Stadtpläne und Ansichten lieferte die Breslauer Stadtbibliothek mit den Aufnahmen von Val. von Säbisch und F. B. Werner. Das Breslauer Staatsarchiv steuerte die einschlägigen Akten des Fürstentums und der Stadt Liegnitz und das Heeresarchiv Wien einen Festungsplan aus dem Jahre 1757 bei.

Umfang und Befestigung des Altstadtkernes.

Der Stadtbeginn ist urkundlich ungesichertes Ereignis. Die Verleihung der Erbvogtei von Liegnitz durch Herzog Boleslaus II. an Truchseß Radwan im Jahre 1252 ist erste bestimmende Nachricht. Der Zeitpunkt der Stadtgründung ist damit nicht genau fixiert, die Übertragung der Erbvogtei kann schon die zweite oder dritte gewesen sein. Es ist anzunehmen, daß die Gründung der neuen deutschen Stadt neben der schon älteren gewachsenen, d. h. nicht planmäßig angelegten Ansiedlung, nicht viel später als die Beseitigung der Mongolengefahr von 1241 lag. Das Beispiel Breslau mit äußerst rascher Ent-

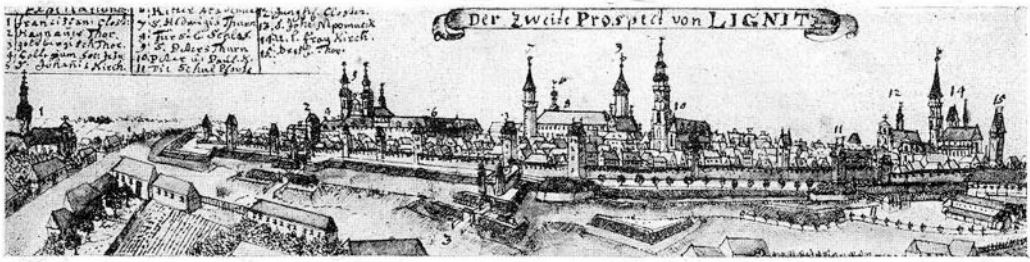


Abb. 2. Liegnitz von Südwesten aus um 1740 nach Zeichnung von F. B. Werner.

wicklung muß der Katzbachstadt zu unmittelbar folgender Gründung verholfen haben.

Das Ergebnis der ersten, in üblicher Weise auf dem Vorfeld der herzoglichen Burg vorgenommenen Planung, verrät eine gewisse Vorsicht in der Wahl der Abmessungen der neuen, für die ausschließliche Besetzung mit Deutschen bestimmten Stadt. Schon die Beschränkung auf eine einzige Achse, die von Südwesten nach Nordosten gelegte Hauptader mit Ausfallstraßen nach allen Richtungen bedeutet Verzicht auf die allseitig strenge Symmetrie des Kreises oder Quadrates zugunsten der elliptischen oder rechteckigen Form des Umfanges. Daher die Zahl der Wohnblockreihen in der Längsrichtung nur vier beträgt, je eine zu beiden Seiten des zwei Blöcke tiefen Marktplatzes. Die anfängliche Ausdehnung in der Hauptsache ist nach der Nordostseite hin nicht ohne hypothetischen Charakter. Den zwei Blöcken Tiefe des Abschnittes südwestlich des Marktplatzes müßten nach üblicher Planungsmethode ebenso zwei im Nordosten entsprechen. Dadurch kämen wir mit der ursprünglichen Nordostgrenze der Stadt an die Mülhstraße. Daß an ihr entlang ursprünglich die Katzbach als Stadtgraben nordwestwärts floß, hat große Wahrscheinlichkeit für sich, denn einmal ist deren Strömungsrichtung bis zur Stadt eine durchaus nordwestliche, die erst hinter der Petristraße ihren abbiegenden Lauf nach Norden nimmt. Zum andern spricht auch die Lage der Fleischbänke dafür, daß das fließende Wasser in nächster Nähe, also an der Mülhstraße entlang als Abschnitt des Stadtgrabens vorbeifloß.

Die Ausdehnung des Altstadtkernes ist in meiner Grundrißentwicklung durch gekreuzte Schraffierung gekennzeichnet. Der für Friedhof und Pfarrkirche im Süden des Marktplatzes ausgesparte Block fällt durch Beschränkung auf kleine Abmessungen auf, die durch die Zumwinkelsche Verlegung des Erbvogteihauses auf dessen Westseite noch vergrößert wird. Allerdings ist die für die Stadtgründer unerwartete Anschwellung des Kirchenbaukörpers von S. Peter in spätgotischer Zeit in Anschlag zu setzen. Jedenfalls spricht die Enge des Friedhofes für die allgemeine anfängliche Beschränkung im Stadtumfang. Die kaum drei Viertel eines Jahrhunderts nach der Gründung folgende Erweiterung des Friedhofes auf Terrain jenseits der Stadtmauer wird darum verständlich. Die stets zu beobachtende deutsche Planungstaktik schuf auch hier in Liegnitz den neuen Stadtraum auf landesherrlichem Gebiet der Burg, in deren unmittelbarer Nachbarschaft. Durchgangsverkehr und Treiben in der Stadt lagen unter den Augen des Burgherren.

Die dem Kreis oder bei Massivumwehrung dem Quadrat sich nähernde Form der Stadtperipherie setzt eine Umwehrung mit Graben nebst Plankenzaun auf Wall oder einer Mauer voraus. Daß dieser Bering bereits je zwei Tore mit zwei Ausfallstraßen im Nordosten und Südwesten besaß, ist nicht anzunehmen. Für eine vierfache Durchbrechung des Beringes war dessen Umfang zu klein. Daß diese Tore in der Mittelachse lagen, ist aus dem Vorhandensein der eigens

dafür vorgesehenen Mittelgasse ersichtlich. Ihre Form war die der einfachen festen Hoftore, wiewohl ich sie als Quadertürme in die Grundrißentwicklung eingezeichnet habe.

Die erste Stadterweiterung.

Das Gebiet östlich des ursprünglichen Katzbach- und Stadtgrabenlaufes harrete noch der planenden Erschließung. Anzeichen sind vorhanden, daß dort im Süden älteres Siedlungsgebiet lag, das durch den Mongolensturm seine Bebauung z. T. eingebüßt hatte. Die geringen Abmessungen des Altstadtkernes deuten auf schon vorhandene einschnürende Hemmungen. Das höhere Alter der außerhalb der ersten Stadtgrenze stehenden Liebfrauenkirche rechtfertigt ebenfalls die Annahme, daß das Liegnitz des 12. Jahrhunderts in Form einer Randbebauung der am Ostende der Mittelgasse nach Norden und Süden auseinandergehenden Ausfallstraßen, insbesondere der letzteren nach Breslau, war. Der Friedhof mit Marienkapelle oder Pfarrkirche gehörte zum Bestand des einzuverleibenden Gebietes und mußte sich mit seiner etwas unglücklichen Stellung unmittelbar an der neuen Stadtperipherie zurechtfinden.

Die Ausbreitung nach Norden brachte dem Stadtraum den Gewinn von einem Dutzend Wohnblöcken ein. Die Unregelmäßigkeit der Straßenführung jenseits des östlichen Knotenpunktes wird in die neue Planung übernommen, die außerdem der Verlegung des Flußbettes Rechnung trägt.

Die Form des Stadtgrundrisses erhielt, der Anordnung der Durchgangsstraßen entsprechend, ihre Veränderung zur länglichen Ellipse. Eine Neuorientierung in der Verteilung der Tore wurde zugleich fällig. Im Südwesten erhielten die Ausfallstraßen nach Haynau und Goldberg gesonderte Ausgänge, im Nordosten diejenigen nach Breslau und Glogau desgleichen, nur mit der Eigenheit, daß die Mittelgasse in ihrer Geltung als Hauptachse verblieb und die Abzweigung der beiden Fernstraßen erst in Höhe des Grundstückes Nr. 44 begann. Das zunächst weiter südlich stehende Glogauer Tor, nach der nordöstlich der Burg stehenden Kollegiatkirche auch Domter genannt, und das in erster Stellung ebenfalls weiter westlich zu denkende Breslauer Tor kennzeichnen die neue Stadtperipherie, die in der abgebildeten Grundrißentwicklung verdeutlicht ist. Für die Nordstraße nach Lüben ist im besonderen das Burggebiet zu beobachten. Die erste Stadtvergrößerung ordnet sich als vorangehender Prozeß in den Entwicklungsgang der Befestigung ein. Der nach etwa 1300 und die folgenden Jahre anzusetzende Stadtmauerbau gibt uns zugleich die Handhabe für die Datierung dieser ersten und ausgedehntesten Stadterweiterung.

Die erste Stadtmauer.

Das für die Bürgerschaft der jungen Gemeinde gewaltige Ereignis des Stadtmauerbaus, für den auch das urkundliche Datum 1312 vorhanden ist, gehört deshalb zu ihren außerordentlichsten Leistungen, weil diese in einer nur noch in Goldberg anzutreffenden Stärke erstellt wurde. Mit 2,40 Meter oder 8 Fuß Dicke übertrifft sie die drei sonst kräftigsten Exemplare von Breslau und Löwenberg und Namslau noch um 0,20 Meter. Voraussetzung dieser Behauptung ist, daß die der an und für sich nur 1,65 Meter starken Mauer für die Verbreiterung des Wehrganges vorgelegte Arkadur nicht etwa einem späteren Baustadium entsprungen ist.

Die Standlinie des ersten massiven Beringes ist uns von der Kennzeichnung des Stadtumfanges dieser Periode aus der Grundrißentwicklung her bekannt. Die sie auf der Innenseite begleitenden, von jeder Bebauung frei bleibenden Runden- oder Mauer- oder Wallgassen sind in dem Stadtgrundriß als Hinweise des Verlaufes ablesbar. In den unangetasteten Abschnitten wird ihre Stellung

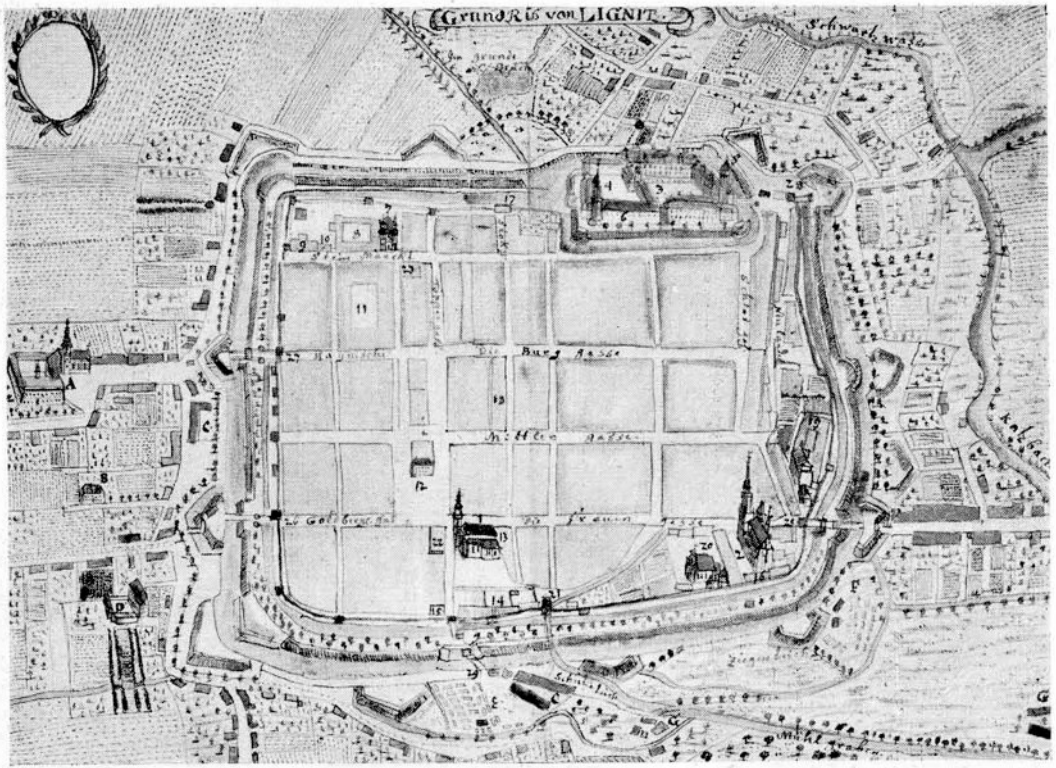


Abb. 4. Grundriß der Stadt Liegnitz um 1740 von F. B. Werner.

von den älteren Stadtplänen direkt mitgeteilt. Vom markierenden Haynauer Torturm an sind das kurze Stück der Mauerstraße, der Stein- und Kohlenmarkt, der Neue Weg, die Marien-, Peters- und Pfortenstraße und die erweiterte Steubenstraße die einst sie begleitenden Wallgassen. Im Abschnitt der Liebfrauenkirche ist die Neuplanung insofern interessant und zugleich ausschlußreich für die Unantastbarkeit der Rundenstraßen, als hier bei dem Erweiterungsbau des Gotteshauses der Chorfußboden durch deren Überwölbung um 16 bis 18 Stufen erhöht werden mußte. Die Überbauung der hier 6 Meter breiten Rundenstraße geschah im einhäutigen Halbkreisquerschnitt unter gotischen spitzen Entlastungsbögen in einer Länge von 12 Meter. Diese Überwölbung ist präziser Beweis für die den ursprünglichen Verlauf von Stadtmauer, Rundenstraße und Graben an dieser Stelle ankündigenden Maßnahme.

Von der ersten Stadtmauer ist ein Rest in einer Länge von rund 50 Metern nur noch am neuen Rathaus als westliche Begrenzung des Elisenhofes erhalten, und auch hier nur in verstümmelter Form. Die Brustwehr mit ihren Zinnen war nicht mehr zu erwarten. Es fehlt aber auch der innere Teil der Mauerstärke in einer Dicke von 0,75 Meter; denn die Stadtmauer bestand aus einem 1,65 Meter starken Kern und einer auf der Innenseite vorgesetzten, durch Spitzbögen überwölbten Pfeilerreihe von 0,75 Meter Tiefe und rund 4,50 Meter breiten Abständen. Von dieser Verstärkung der Mauer ist dort am Elisenhof unmittelbar neben dem alten Mauerturm der Petrischule ein geringfügiges Stück von einer ganzen oder halben Bogenbreite stehen geblieben, freilich versteckt hinter Stallanbauten des Grundstückes Petristraße Nr. 2.

Die auf der Innenseite reizvoll plastisch sich bemerkbar machende Mauergestaltung kam der Verbreiterung des Wehrganges zugute. Nach Abzug der $1\frac{1}{2}$ Steine oder 0,40 Meter tiefen, noch an der Wand der Petrischule erkenn-

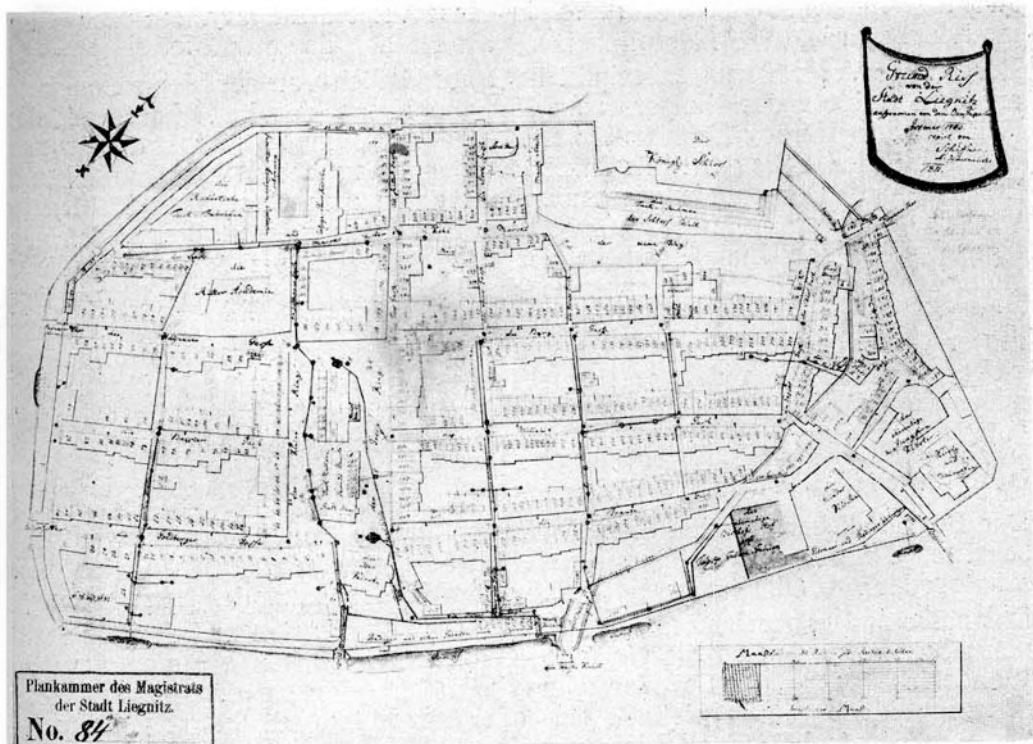


Abb. 5. Grundriß der Stadt Liegnitz 1780 von Bauinspektor Isemer.

baren Zinnenbrüstung blieb ein 1,80 Meter breiter Gang für die Verteidiger, der unter Umständen wie in Breslau durch eine niedrigere Mauer an der Innenkante um eine Ziegellänge verschmälert war. Die Höhe der Mauer läßt sich unter Beachtung der Niveauverschiebungen des umliegenden Geländes auf sechs Meter festlegen, wozu die zwei Meter der Brustwehr zu rechnen sind. Das Ziegelformat von 27:12/3:9/10 Zentimetern ist für die Bestimmung von dessen Anwendung um 1300 wichtig. Das Fundament ist von Feld- und Basaltsteinen geschichtet.

Die zweite und dritte Stadterweiterung.

Es handelt sich um zwei räumlich getrennte und auch zeitlich um ein Jahrhundert auseinanderliegende Ausdehnungsvorgänge. Die Vergrößerung der beiden Klöster der Franziskaner im Westen und der Dominikaner im Nordosten gibt den Anlaß. Die erste fällt in die Mitte des 14. Jahrhunderts, die zweite nach 1450. Für die erstere sind die urkundlichen Nachrichten von dem massiven vergrößernden Ausbau der Franziskanerkirche um 1340 und der Ankauf nebst Beseitigung der Burgmühle von 1361 bestimmend, für die zweite der Vergrößerungsvorgang am Dominikanerkloster, der um 1360 beginnt und seinen Abschluß durch die Erbauung des zweiten Breslauer Torturmes nach 1450 erhält.

Das Ergebnis dieser Stadterweiterung ist aus meiner Grundrißentwicklung zu ersehen. Der Südweststreifen jenseits von Stein- und Kohlenmarkt, die zum Teil auf dem Gelände des ersten Stadtgrabens liegen, kam hier dazu. Wenn auch das Franziskanerkloster ein gutes Stück davon absorbierte, so waren es doch mindestens zwei Wohnblöcke, die der bebauten Fläche des Stadtraumes zugeführt wurden. Die Burg geriet auf dieser Seite in eine ihr Vorfeld zerstörende Umklammerung, die indessen durch den von den Herzögen ange-

strebten Einschluß ihres Hauses in das Verteidigungssystem der Stadt motiviert wurde.

Der andere Vergrößerungsabschnitt liegt nordöstlich von der Liebfrauenkirche, auf dem Gebiete des Klosters zum Heiligen Kreuz, das heißt heute auf dem Gelände der Herzog Heinrich-Schule. Eine Ausdehnung war hier nur nach Osten möglich. Sie tritt als starke Ausbuchtung des Altstadtumfanges in Erscheinung. Der Rundengassenabschnitt unter dem Chor der Liebfrauenkirche wurde von da an überflüssig. Die Erweiterung ist an den beiden nach Innen gerichteten Einknickungen der Stadtmauer sofort erkennbar, die in Höhe der Grundstücke Marienstraße Nr. 5 und Marienplatz Nr. 4 von ihrer eingeschlagenen Richtung in unmotivierter und befestigungstechnisch unkorrekter Weise abweicht und in einem weiten Bogen das Klosterterritorium umzieht. Die Verlegung des Breslauer Tores um etwa 40 bis 50 Meter nach außen war die Folge. Der hinzutretende Stadtraum ist in meiner Grundrißentwicklung durch die Schraffierung herausgehoben.

Die zweite Stadtmauer.

Der Begriff dieser zweiten Mauer gilt nur für die Peripherie derjenigen Abschnitte, die bei dem vorher erörterten Stadterweiterungsprozeß als neue schutzbedürftige Objekte in das Betätigungsfeld des Bauamtes hinzutraten.

Das halbe und ganze Jahrhundert, die zwischen dem ersten und zweiten Stadtmauerbau lagen, hatten die Neigung zu einer erheblichen Verminderung der Wandstärke gezeitigt. Die Versteifung und Verteidigungsverbesserung dieser dünneren Mauer durch vielfach ein- oder angesetzte Flankierungstürme gehörte zu den technischen Neuerungen.

Von diesen neuen Beringabschnitten haben sich ein Stück von rund 9 Metern Länge in der Nordwand des sogen. Jesuitenturmes in der Mauerstraße und ein anderes ausgedehnteres aber nur in Sockelhöhe als Abgrenzung des Hofes der Herzog-Heinrichschule in unsere Zeit herübergerettet. Die Wandstärke ist auf 1,25 Meter zurückgegangen. Das Ziegelformat hat sich auf 28/9:13:9/10 Zentimeter verschoben.

Die Ausstattung der Wehgangbrüstung mit Zinnen ist wie bei der ersten Stadtmauer anzunehmen. So ist sie von F. B. Werner auf seinen Bildchen gezeichnet. Es hat also eine Umgestaltung der Zinnenlücken in Schießscharten wie in Breslau oder Namslau (Vgl. Wehrbauten I S. 15, 16, 80 und 88) nicht stattgefunden.

Für die einstige Gestaltung der notwendigen Verbreiterung des Wehanges fehlt die Kenntnis der oberen Mauerzone, die an den erhaltenen Abschnitten entweder verstümmelt oder verbaut ist. Es hat aber nach einem in der Südwand des Jesuitenturmes eingeschlossenen Kragsteine den Anschein, daß auf der Innenseite durch solche Steinkonsolen eine Verbreiterung von $\frac{1}{4}$ Meter wie etwa in Strehlen getragen wurde.

Der Verlauf der neuen Stadtmauer an der Westperipherie der Stadt führt deren Begrenzung hier wie im Norden aus der Figur des Rechtecks in die des unregelmäßigen Polygons. Der Anfall der Mauer an die der Burg im Westen und Osten kann vermutet werden. Die Art des Anschlusses an den Glogauer Torturm ist auf Grund älterer Aufnahmen und des Baubefundes erreichbar.

Tor- und Mauertürme.

Der ehemalige Verlauf der Stadtmauer in den heut von ihr entblößten Bezirken wird auch durch das Vorhandensein verschonter Türme markiert. Von ihnen sind leider nur noch fünf zu sehen, die übrigen sind der Zerstörungslust

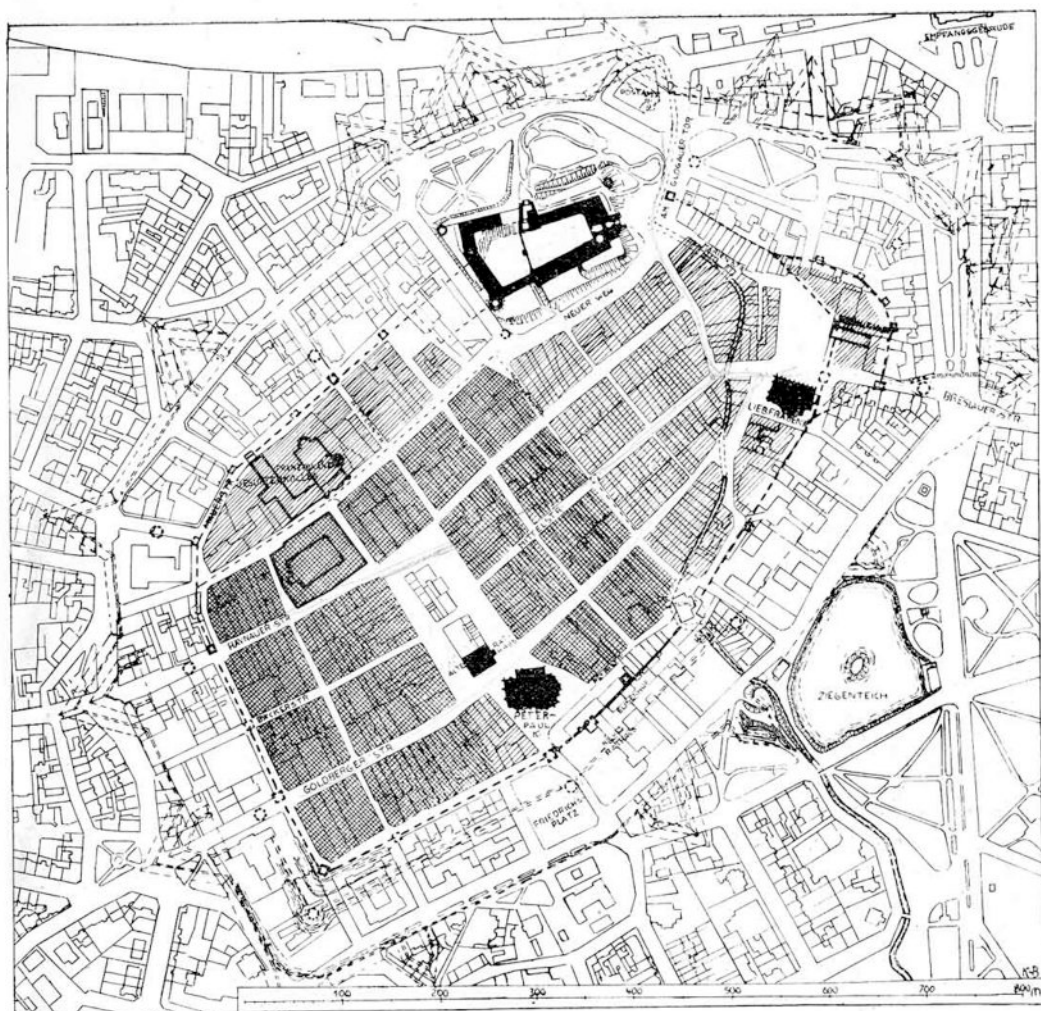


Abb. 6. Grundrißentwicklung der Stadt Liegnitz. Mit eingezeichnete Stadtmauer mit Toren und Türmen, Graben- und Basteiensystem (nur an der Südecke) und Bastionen.

des 19. Jahrhunderts wie in anderen Städten zum Opfer gefallen. Die vier Tore, die auf der Nord- und Nordostseite im 14. und 15. Jahrhundert eine Verlegung und im 15. und 16. die allgemein durchgeführte Erweiterung und Umgestaltung durchgemacht haben, müssen jeweilig der Zahl ihrer Erstellungs- und Entwicklungsstadien gemäß gezählt werden. Als fünftes Tor kommt im 14. Jahrhundert die Neue Pforte auf der Südseite der Peterskirche hinzu. Thebesius nennt noch die beiden Pforten am Ritterturm und zum Dombezirk, von denen die erstere mangels einer Brücke nach Fr. Lucaes Behauptung zu seiner Zeit stets geschlossen war.

Das erste Stadium der Toranlage aus quaderförmigem Turm mit Durchfahrt durch ihn oder neben ihm war allen Stadtmauerdurchbrechungen eigen. Auf der Südwestseite ist von den beiden aufgemauerten Torhütern an den Ausfallstraßen nach Haynau und Goldberg nur der erstere, in etwas verstümmelter Fassung erhalten. Zu Wohnzwecken seit Jahrzehnten und länger einem achtstöckigen Hochhaus ähnlich ausgebaut, hat der **Haynauer Torturm** sich eine Schwächung seiner 7,5 und 8,5 Meter langen Wände an den Innenflächen auf Meterstärke und weniger gefallen lassen müssen. Von seiner Wehrplatte ist

demgemäß auch nichts verblieben. Dennoch steht er noch mit rund 25 Meter Höhe einschließlich des Schneidendaches als stämmiger Quader da, im ersten Lebensstadium wahrscheinlich nur an 10 Meter mit der Wehrplattenbrüstung hoch. An seiner Südseite sind noch der Umriß der vormals anstoßenden Stadtmauer und Kragsteinreste eines Gußerkers wie auf der Abbildung des Goldberger Torturmes sichtbar. Die Steine mit 28:12/13:9/10 Zentimetern entsprechen in ihren Abmessungen nicht ganz denen der ersten Stadtmauer. Die Zeit der Aufstockung ist mit dem gleichen Ziegelformat in den oberen Stockwerken noch in das 14. Jahrhundert zu setzen.

Nur etwa 160 Meter entfernt stand bis 1865 der **Goldberger Torturm**. Th. Blätterbauer hat uns sein Bild in Zeichnungen bewahrt, von denen eine in launiger Weise den Vorgang der Herabnahme des Abmontierens der zwei trefflichen, in meiner Schles. Renaissanceplastik auf S. 107 f besprochenen Ritterfiguren beim Abbruch des davorstehenden Walltores vergegenwärtigt. Vom Genossen in der Haynauer Straße unterscheidet er sich wenig oder garnicht, denn ihre Geburtsstunde war ja dieselbe. Seine Höhe mit Dach soll die jenes um eine Elle übertroffen haben. Die etwas vorkragende Wehrplatte besitzt auf dem Bilde auch nicht mehr ihre Zinnenbrüstung. Zu beachten ist der wie am Haynauer Torturm in gleicher Höhe und Anordnung angebrachte Gußerker neben den zwei eingetieften Spitzbogenfeldern, die zur Aufnahme irgend welcher bildlicher Darstellungen in der Wandfläche ausgespart waren. Das Bürgerhäuschen mit dem spätbarocken Giebel am Fuße des Turmes ist einer jener Eindringlinge, die sich gemeinhin am Saume der Stadtmauer im Laufe der letzten Jahrhunderte eingefunden haben.

Von dem Aussehen der **Neuen Pforte** auf der Südostseite gibt uns V. von Säbisch den Grundriß und F. B. Werners Bildchen eine Vorstellung. Der im Zuge der Stadtmauer stehende Turm ist ebenfalls ein Quader auf fast quadratischer Grundfläche mit der Entstehungszeit entsprechender gotischer Kielbogendurchfahrt. Seine Höhe ist auf der Stadtansicht nicht bedeutend, auf Werners Prospekten bildgemäß gesteigert. Seine Erstellung steht mit der Öffnung der Stadtmauer für die Verbindung mit dem vor 1339 neugeschaffenen Friedhof der Peterskirche im Zusammenhang.

Der **Breslauer Torturm**, dessen Standort wir nach Zumwinkels Rekonstruktionsversuch östlich vom Chore der Liebfrauenkirche zu denken gewohnt sind, war an dieser Stelle schon der zweite, da er zunächst weiter westlich im Zuge der zweiten Stadtmauer seine Stellung hatte. Er war sogar in der Reihenfolge bereits der dritte, wenn wir das erste Tor im Schnittpunkt des anfänglichen Befestigungsgürtels mit der Mittelstraße mitrechnen. Die Verlegung der Klostergrenze und Stadtmauer nach Osten veranlaßte dessen Abbruch und Wiederaufbau im Zuge des neuen Stadtmauerabschnittes. Bautätigkeit (Erhöhung?) am ersten Turm berichtet Bitschen für 1409. Über die Form des zweiten oder letzten Breslauer Torturmes informiert uns F. B. Werners Bildchen und eine fotografische Aufnahme des Liegnitzer Museums vor dessen Abbruch im Jahre 1885. Der Inventarisator Hans Lutsch hatte ihn noch gesehen, ohne leider seine Abmessungen mitzuteilen. Er beschränkt sich auf den Vermerk, daß ein „auf kräftigen derben Kragsteinen vorgestrecktes Brüstungsgesims“ anstatt der also schon beseitigten Zinnen die Wehrplatte einfaßte. Eine Durchfahrt besaß er nicht, sie lag dem fortgeschrittenen Charakter des nach 1450 erbauten Turmes gemäß neben ihm.

Von der **Ritterpforte** in der Achse der Rittergasse haben wir nur durch Fr. Lucae Nachricht, daß sie zu seiner Zeit um 1689 „aus Mangel der Brücke stets verschlossen“ blieb. Thebesius erzählt 1733, daß sie, wie die Dompforte nicht mehr offen, sondern durch vorgelegte Schanzen geschlossen seien. Der

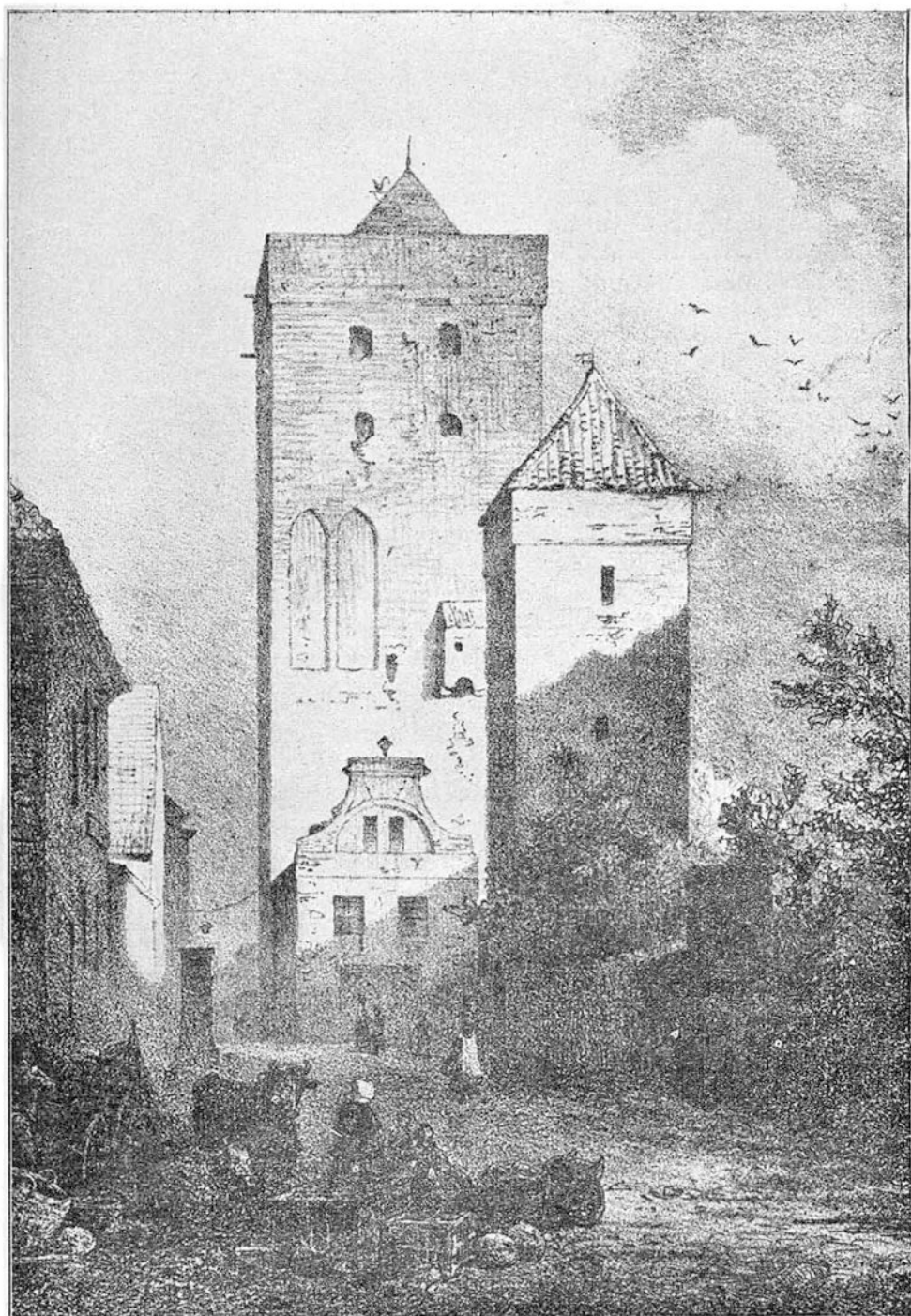


Abb. 7. Der Goldberger Torturm und der benachbarte Mauerturm.
Aus „Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins“ Bd. 2.

Charakter der Pforte ist nicht ganz klar, das Alter unbekannt. Nach F. B. Werners Wiedergabe auf der abgebildeten Stadtansicht steht da ein niedriger Quader mit überwölbter Durchfahrt. Bei Pforten ist die Verwendung eines so

gestalteten Turmes eine Seltenheit, da sie ja unauffällig in der Mauer sitzen sollen, wenigstens in mittelalterlich strenger Handhabung. Aus diesem Grunde könnte man auf eine nachmittelalterliche Erbauung des Turmes schließen.

Als zweiter erhaltener Repräsentant der gotischen Festungszeit ragt der **Glogauer Torturm** aus dem lebhaften Verkehr der beiden ihn flankierenden Straßendämme. Hier wurde einmal in der neuzeitlichen Planung Verständnis für Stadtwerte durch Schonung eines mittelalterlichen Bestandteiles ohne Beeinträchtigung der Verkehrssicherheit an den Tag gelegt. Die Durchfahrt lag von Anfang an neben ihm. Mit 8,50 Meter langen Seitenwänden und r. 17 Metern Höhe bis zu dem neu aufgemauerten oberen Abschnitt mit Zinnenkranz wird er von Thebesius als 40 elliger und niedrigster der Tortürme gebucht. Im Alter rangiert er $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderte hinter dem Haynauer Torturm. Sein Ziegelformat 26/7:12:8,5 ist das dem 15. Jahrhundert angehörende. Es ist das zweite in einer Entfernung von rund 50 Metern von dem ersten Turm an der Ausfallstraße nach Glogau nach der Kassierung des Lübener Tores und Weges erstellte Exemplar, vorausgesetzt, daß sein Vorgänger nicht in niedriger Pfortenform bestanden hatte. Sein Vorzug vor dem Haynauer Torturm ist, daß er seine Wände in ungeschmälerter Stärke von 1,95 m im Erdgeschoß bewahrt hat. Als Bauergebnis in einem Guß steigt er in zwei um einen halben Stein zurückspringenden Abschnitten zu dem seiner originalen Brüstung beraubten Abschluß auf. Sandsteinsimse in einfachem Wassernasenquerschnitt betonen die erwähnte Wandgliederung. Die Binderköpfe des Ziegelmauerwerkes sind wie bei allen anderen mittelalterlichen Wandflächen in Liegnitz gesintert oder glasiert. Eine erst im 19. Jahrhundert ausgebrochene und mit gotisierender Sandsteineinfassung versehene Durchfahrt mit 2,20 Metern Breite und 4 Metern Höhe unter der Halbzylinderwölbung wurde zur Aufnahme des Straßenverkehrs geschaffen. Seine Außenhaut ist stark geflickt. Die 1,73 und 2,17 Meter breiten Vorlagen in Ziegeltiefe auf der Stadtseite sind zum mindesten neu verblendet und stehen mit dem Turm kaum in organischem Zusammenhange.

Die Zahl der Tor- und **Mauertürme** beziffert Thebesius auf dreißig. Das mag ungefähr stimmen. Die ältesten Stadtpläne geben uns darüber Auskunft. Es kommt vor, daß ein Mauerturm durch Umbau unerkennbar wird, wie wir es bei dem der Petrischule erfahren. Das Alter der Mauertürme oder **Wig-(Weich-)häuser** ist verschieden, zunächst je nach dem Ursprung des Mauerabschnittes. Die zweite schwächere Stadtmauer war von vornherein auf den Einbau von versteifenden Flankierungstürmen berechnet. Die Baumeister der ersten stärkeren Mauer kannten oder verwendeten sie noch garnicht, die Einordnung von ganzen und halben Türmen oder Schalen folgte in einem Abstände, am ehesten an den Ecken des Beringes, dann an allen Mauerknicken den Forderungen der Befestigungstechnik entsprechend. Die Höhe dieser Türme oder Weichhäuser übertraf die der Stadtmauer meist nur um zwei Meter, der Inhalt ihrer bebauten Grundfläche schwankte zwischen 20 und 100 Quadratmetern, die Wandstärke richtete sich nach derjenigen des Beringes, begnügte sich aber meist mit einem Meter. Die Wehrplatte war schon mit Schießscharten ausgestattet, mit je einer auf den drei Außenseiten.

In Liegnitz sind nur zwei Mauertürme erhalten, merkwürdigerweise der älteste und der jüngste, der erstere bisher unerkannt als Bestandteil der Petrischule, der andere als Jesuitenturm im Schrifttum eingeführt. Der erste, nennen wir ihn Petriturm, hat eine nicht übliche und geradezu archaische Stellung unmittelbar an der Innenseite der Stadtmauer. Er ist nicht als Flankierungsturm ganz oder teilweise vorgeschoben. Seine nachträgliche Erstellung ergibt sich aus dem Fehlen eines Verbandes mit der Stadtmauer. Sein Ziegelformat ist 26/7:

Abb. 8.
Mauerturm westlich
der Pforte.

Aus „Mitteilungen des
Liegnitzer Geschichts-
und Altertumsvereins“
Bd. 2.



12:9/10 cm. Die Wände von 9,60 Breite und 9 Meter Tiefe, aber in erheblich auf $\frac{3}{4}$ Meter reduzierter Stärke, reichen mehr als 2 Meter über die einstige Zinnenbrüstung der Stadtmauer, von dessen Wehrgang eine zugesetzte, stichbogig überwölbte Einsteigeöffnung von 0,72 Metern Breite und 1,70 Metern Höhe in und durch das Innere des Turmes die Verbindung des Umganges herstellte.

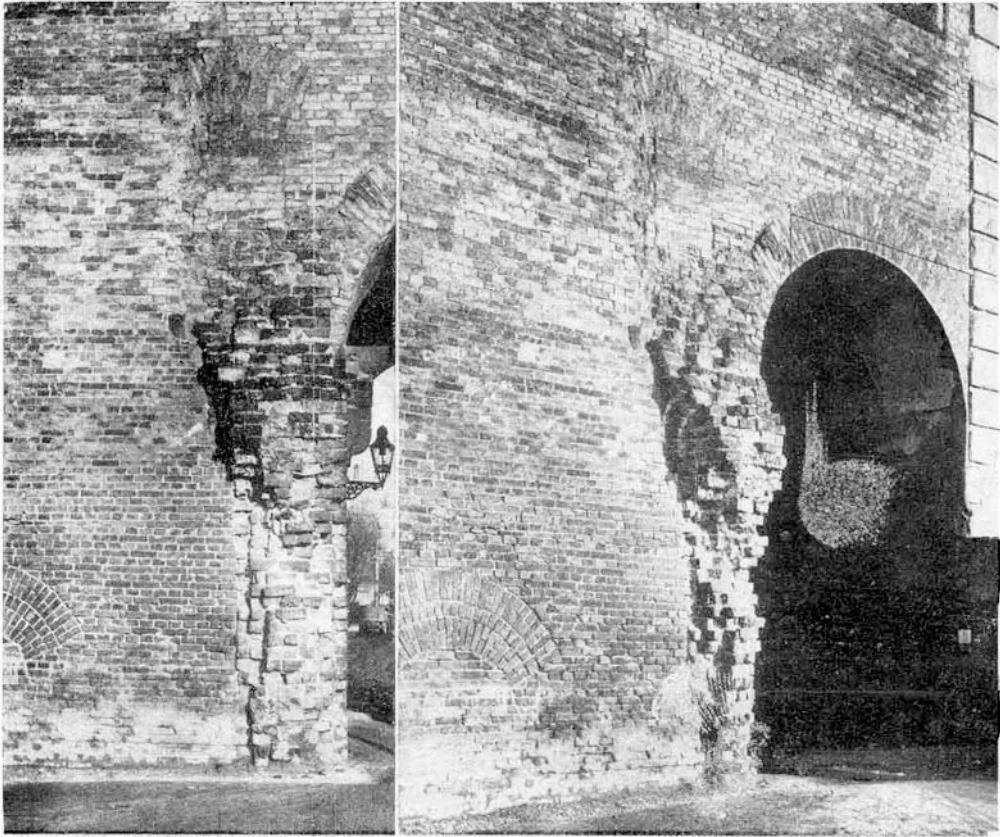


Abb. 9. Südwand des Jesuitenturmes, links von vorn, rechts von der Seite aufgenommen mit Stadtmauerrest und Substruktion eines Scharwachttürmchens. Aufnahme von Paul Mertin.

Das jüngste, als Flankierungsturm mit einer gewissen Einschränkung zu bezeichnende Weichhaus gehört zum ehemaligen Jesuitenkollegium und wird durch dessen Bauzeit und das verwendete Ziegelformat 28/9:13:6,5 cm in das erste Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts verwiesen. Es steht mit 6,25 und 9,10 m langen und 1,65 m starken Wänden mit der Front 5 m vor die hier 1,25 m dicke Stadtmauer vorgeschoben, die seine Rückwand bildet und zugleich auf dieser Seite Trägerin der Überwölbung der hier 3,70 Meter breiten Rundenstraße ist. Der Turm wird auch als „Jesuitendanzker“, d. h. als ein in den beiden oberen Geschossen, die mit dem Kollegium unmittelbar zusammenhängen, benutzter Abort bezeichnet, der seine Entwässerung durch eine in seinem überwölbten Untergeschoß hindurchgeführte Abzweigung des Stadtgrabens hatte. Dafür sind außen keine baulichen Einrichtungen als die beiden Wölbungsbogen auf der Süd- und Nordseite zu sehen. Die westliche Turmwand weist in den beiden Obergeschossen nur je zwei Schlitze auf. Das nach der Feldseite abgewalmte Satteldach hängt mit dem des Kollegiumgebäudes zusammen. Wie weit er als Stadtmauer- und Flankierungsturm für die flache Seitenbestreichung verwendbar war, läßt sich nach den baulichen Veränderungen des Untergeschosses nicht mit Sicherheit auseinandersetzen. Die Südfront mit ihren Resten einer Tragekonstruktion für ein abgebrochenes Scharwachttürmchen läßt auch die zugesetzte Einsteigeöffnung über dem Wehrgang der Stadtmauer erkennen.

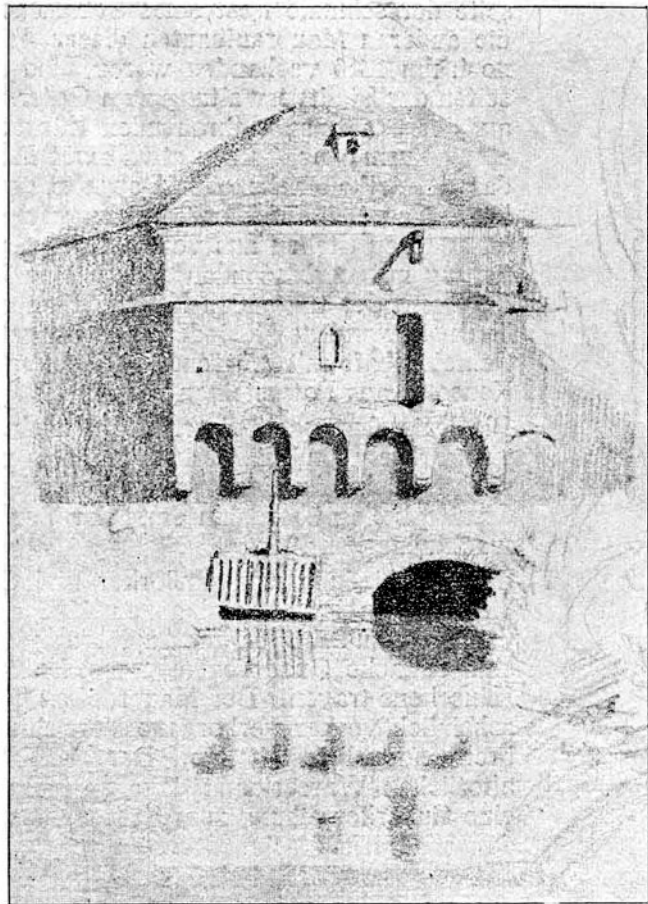
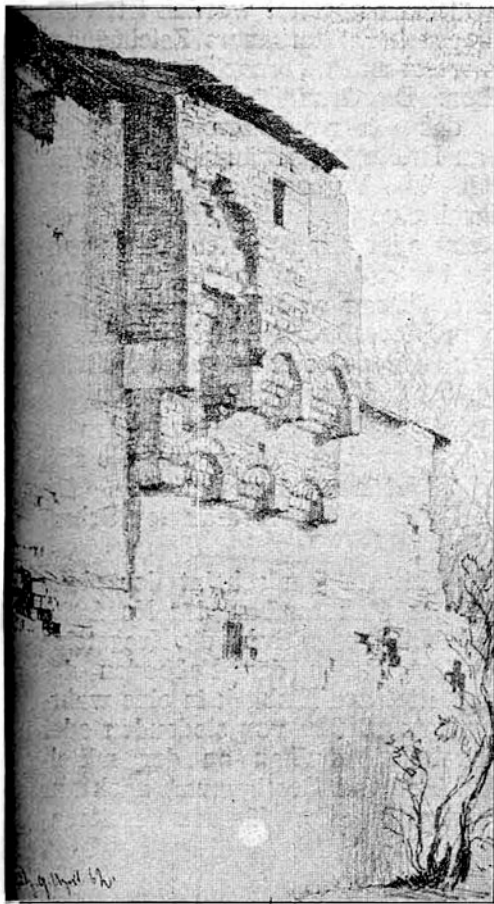


Abb. 10. Links Scharwachtürmchen im Norden, rechts die Wasserkunst am Einfluß der Katzbach mit Gußker. Aus „Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins“ Bd. 2.

Die anderen noch im 18. und 19. Jahrhundert vorhandenen Mauertürme sind uns höchstens im Bilde erhalten. Erst 1902 (!) wurde der abgebildete prachtvolle hohe, die Stadtmauer erheblich überragende Turm westlich der Neuen oder Schulpforte abgebrochen, der dem der Peterskirche nicht gerade vorteilhaften Rathausneubau weichen mußte. Seine Funktion im Verhältnis zu der nahen Pforte scheint die eines Wartturmes gewesen zu sein. Den dem Goldberger Torturm benachbarten sogenannten Sühne- oder Susenturm lernen wir auf Th. Blätterbauers Zeichnung kennen. Er unterschied sich von dem vorigen vielleicht durch geringere Höhe, sonst durch die natürlich nicht ursprüngliche Dachform. Von dem einst westlich des Breslauer Tores stehenden Mauerturm besitzt das Ev. Kirchenamt eine Photographie. Alle anderen Mauertürme können wir nur aus den älteren Stadtgrundrissen und aus F. B. Werners Stadtansichten rekonstruieren. Die ganzen Türme herrschen an der ersten Stadtmauer im Südwesten und an der Südecke vor, die Halbtürme oder Schalen an der zweiten Mauer.

Die Erhaltung des Jesuitenturmes, dessen vor 1710 einsetzende Existenz anscheinend ein Ergebnis eines sehr gut möglichen Konfliktes zwischen Stadt- und Festungsbauamt war, hat das sehr Erfreuliche an sich, daß an seiner Nord-

seite der schmale Rest eines **Scharwachttürmchens** gerettet worden ist; denn die anderen Maueraufbauten dieser Art, die nach Blätterbauers Zeichnungen noch um 1860 vorhanden waren, sind der zerstörenden Vernachlässigung von seiten der Stadtverwaltung zum Opfer gefallen. Die Grundfläche eines solchen auf der Stadtmauer thronenden Häuschens, das ein wohlfeilerer Ersatz für einen Turm war, betrug etwa zwei Meter an Breite. Die Länge ist ungefähr das Anderthalbfache oder Doppelte gewesen. Die Verbreiterung der Mauerkrone von 1,25 auf über 2 Meter geschah durch eine tragende Vorrichtung, die an anderen Stellen aus vorragenden Sandstein- oder Granitbalken ohne Profilierung mit verbindenden gemauerten Bögen bestand. Am Jesuitenturm war die Form der tragenden Konstruktion etwas gefälliger, wie die Abbildung der Turmsüdwand zeigt, indem die Kragsteine in Viertelkreisen endigten und in Gemeinschaft mit stützenden Wölbungsbögen, die auf zierlichen gemauerten Konsolen aus Formsteinen ruhten, die Last der vier dünnen Wände trugen.

Die Entstehungszeit dieser Scharwachttürmchen, die nicht mit Gußerkern zu verwechseln sind, fällt kaum mit dem zweiten Mauerbau zusammen. Sie sind nachträgliche Auffügungen an besonders gefährdeten turmlosen Stellen. Am Jesuitenkolleg übernahm dann der Turm die Funktion des verdrängten Scharwachthäuschens.

Eine Verbindung von Gußker und Scharwachttürmchen scheint der abgebildete, von Blätterbauer 1862 gezeichnete Maueraufbau der Nordseite der Stadt zu sein. In der Ausführung ist er erheblich primitiver, die Kragsteine sind einfache Quaderbalken, welche in zwei Absätzen den Fußboden des Häuschens tragen. Der Mauerdefekt links gestattet den Einblick in eine wahrscheinlich vorher verborgene Vorrichtung zum Ausgießen von siedenden oder brennenden Flüssigkeiten. Der ebenfalls abgebildete Aufbau an der mittelalterlichen Wasserkunst dagegen kann seiner Art und Bestimmung nach nur eine Gußkerreihe zum Schutze des Mauerdurchbruches für den passierenden Wasserlauf sein.

Wallschüttungen und erste Torerweiterungen.

Die fortschreitende Vervollkommnung der Feuerwaffen und die Zunahme der Bedrohung durch die Hussiten zwangen Herzog und Bürgerschaft, den Bering durch an dessen Fuße vorgelegte Erdwälle und durch die Verbreiterung des Grabens zu schützen. Das Mittel war verhältnismäßig einfach, da zwischen Mauer und Graben stets ein Geländestreifen von mehreren Metern Breite zur Verfügung stand, der auf der Zumwinkelschen Rekonstruktion nicht berücksichtigt ist. Der Ankauf von Grundstücken und im Wege stehender Bürgerhäuser und die Erdbewegungen bei der Verbreiterung des Grabens und die Befestigung des Walles durch bindende Einlagen erforderten erhebliche Anstrengungen, wenn Liegnitz nicht wie umliegende Städte der Zerstörung anheimfallen sollte. Die Breite des Stadtgrabens, die anfänglich etwa 8 Meter betrug, wurde mindestens auf das Doppelte erhöht. Der abgebildete Festungsentwurf von Säbisch zeigt in der am unteren Rande befindlichen Profilzeichnung die in übertriebener Höhe bis zum Wehrgang erdverkleidete Stadtmauer neben dem Graben, dessen Wasserspiegel nach dem beigegebenen Maßstabe auf 26 Ellen oder 15 Meter berechnet wird. Die Grabung eines zweiten Wassergürtels wurde damals 1428 bis 32 nach Bitschens Bericht energisch durchgeführt. Ob es schon jetzt ein geschlossener Ring oder ein nur an einzelnen Stellen aus Teichen oder Überschwemmungsfeldern bestehendes Sperrsystem war, wird nicht ganz klar. Es scheint, daß die Aushebung eines zweiten äußeren Grabens zunächst der Zukunft überlassen wurde. Die Etappen der auf drei Jahre verteilten Modernisierung werden von Bitschen mit genügender Aus-

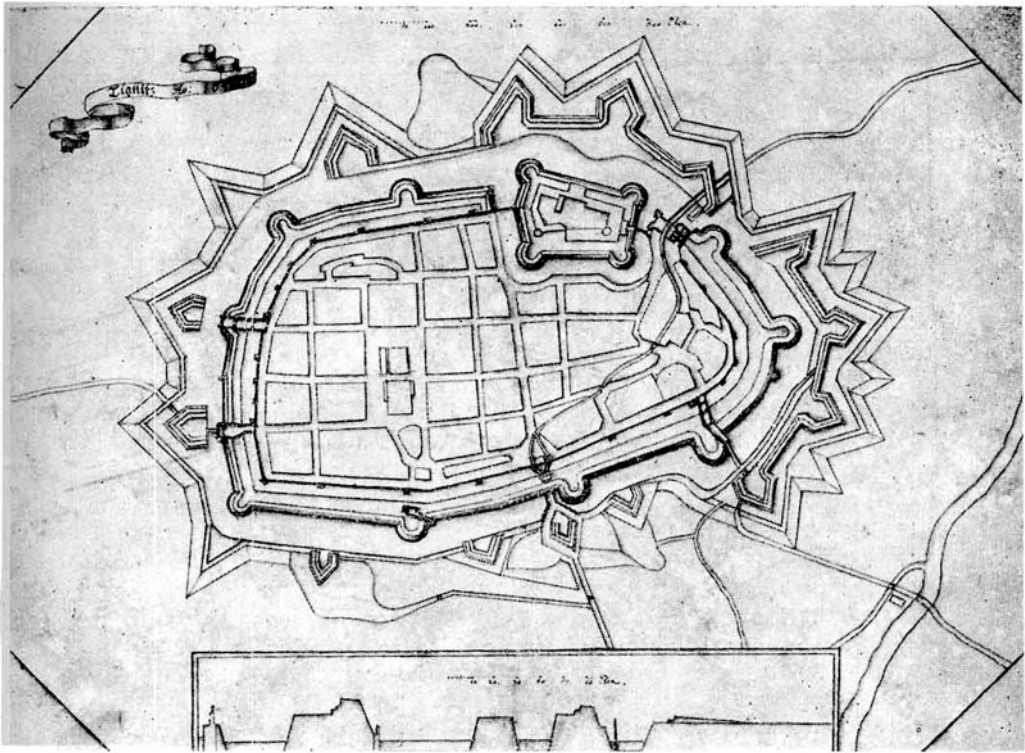


Abb. 11. Festungsplan des Val. von Säbisch aus dem Jahre 1646.

Unten der Querschnitt, links mit der Stadtmauer beginnend. Der Halbmond vor Mühle und Wasserkunst inmitten isolierter Wasserzuführung.

fürlichkeit geschildert. Hennigsdorf verfiel dem Ankauf und Abbruch, um auf der Nordseite eine Vervollständigung der durch den ausgedehnten Schwarzwasserbruch begünstigten Schutzbauten zu ermöglichen. Auch der Dom auf dieser Seite und die Pfarrkirchen im Süden und Südosten mußten Gebäude gegen gute Bezahlung beisteuern. Dem Hennigsteich im Norden und dem vergrößerten Teich im Südwesten, dessen Schutz das städtische Zeughaus zwischen Haynauer und Goldberger Tor anvertraut war, gesellte sich im Südosten die als Ziegenteich später und noch heute bekannte Wasserfläche hinzu. Die Verkleidung des Mauerfußes mit Erdmassen, wie sie merkwürdigerweise noch heute die untere Zone von Schloßwänden den Augen entzieht, hatte einen Umbau der Tore im Gefolge. Die Abriegelung der die Torpassagen beeinträchtigenden, abrutschenden Erdmassen durch Quermauern in Verbindung mit vorgelegten Stirnwänden mit Durchlaß für Wagen und Fußgänger ergaben **Walltore** oder **Zwingerhöfe**, die selbst in ungedeckter Form mit Wehrgangsausrüstung oder Schießscharten in den Flanken und in umfangreicherer überwölbter Gestaltung kleine Bollwerke (Barbakanen) vor den Toren bildeten. Sie standen also neben den Quadern der Tortürme, mit der Stirn um 8 bis 10 Meter vorgeschoben. Ihre Art und Konstruktion verlangten in Hinsicht auf eine verlässliche Tauglichkeit den veränderten Feuerwaffen gegenüber öfters ihren Umbau, daher ihre Gestaltung bis zum 18. Jahrhundert bei sorgfältiger Behandlung wechselte.

Diese ersten Walltore sind in der Stadt Liegnitz alle dem Abbruch verfallen. Am Schloß, für das ja dieselben Entwicklungsbedingungen für die Befestigung galten, sehen wir auf der Nordseite einen solchen durch den Wall vor-

geschobenen Zwingerhof, der erst im 16. oder 17. Jahrhundert überwölbt wurde. Er ist als Walltor leichter zu erkennen als das kompliziertere auf der Ostseite. Auf den Bildchen F. B. Werners ist die individuelle und an den verschiedenen Toren wenig wechselnde Form verfolgbar, obwohl der Zeichner schematisch genug vorgeht. Am Haynauer und Goldberger Tor ist die Stirnwand von Türmchen flankiert und bei letzterem durch eine Frontwand mit Einfahrt verdoppelt. Am Breslauer Tore fehlen diese Türmchen, die nach Stadtmauer- und Torakten des Magistrats (C. 180. 2. 1) an beiden noch 1811 und 12 mit den „inneren Schwibbögen die Passage so verengten, daß oft Wagen hängen blieben“ und nach Beschluß 1820 abgebrochen wurden. Es kamen nur die Tortürme heil davon. Der Ausdruck „Schwibbogen“ verrät, daß die äußeren oder Walltore nicht überwölbt waren.

Die bei größeren Städten zu beobachtende Bildung eines durch eine niedrige Vormauer begrenzten **Zwingers** ist in Liegnitz wie auf seinen älteren Stadtplänen nicht zu beobachten. Entweder war er bei der geringen Tiefe des zwischen Graben und Stadtmauer sich hinziehenden Erdgürtels unausführbar gewesen, oder man hatte diesen Streifen (Parchen) bei einer mittelalterlichen Verbreiterung des Grabens abgestochen und teils zu diesem gezogen, teils die Erde zur Verstärkung des Walles am Mauerfuß verwendet.

Der Verlauf des 15. Jahrhunderts hat außer den stets notwendigen Ausbesserungs- und Räumungsarbeiten an Mauer, Wall und Graben keine Neuerungen, etwa durch den Einbau von Basteien oder Rundellen und von Grabenstreicheln gebracht, wenn sie nicht etwa in den folgenden Jahrhunderten durch den radikalen Neubau der zweiten Befestigungslinie verloren gegangen sind. Nur von Blockhaus- und Erdschanzenbau vor den Toren ist um 1500 die Rede. Es sind Übergangsformen aus vergänglichem Material.

Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß die als Kerne der im folgenden erörterten Basteien auftretenden Rundelle in Form von Mauerzylindern Produkte des späteren 15. Jahrhunderts und verkannte Zeugen eines spätemittelalterlichen Befestigungsvorganges sind.

Als Erbauer derartiger Basteien sind aus den Stadtrechnungen sogar die Namen dreier Meister bekannt: Bartholomäus, der 1479 schon verstorben war, Anton, welcher in diesem Jahre ein Exemplar „hinten am Schloß“ in derselben Größe wie die vorher von Meister Bartel ausgeführten für 30 Mark und Verpflegung zu mauern übernahm, und Urban, der 1483 für Arbeit an einer solchen 6 Mark erhielt.

Der Basteien- und Wallbau des 16. Jahrhunderts.

Wieder geht der Anstoß zu einem die Mittel von Herzog und Stadt voliauf absorbierenden Unternehmen von einer die Völker Europas bedrohenden Gefahr aus. Die Türken hatten 1526 den König von Ungarn geschlagen und belagerten 1529 Wien, allerdings ohne Erfolg. Die allgemeine Beunruhigung veranlaßte auch in Liegnitz die Aufstellung eines erheblich erweiternden Befestigungsprojektes, das in einfacher und großzügiger Weise für die Stadt den Bau einer starken Außenlinie aus neun Basteien mit verbindendem Wall und durchgehendem Graben vorsah. Das Schloß sollte als gesondertes Objekt vier Eckbasteien unter Anlehnung an den alles einschließenden Hauptgraben erhalten.

Von dem Ergebnis dieser Kraftentfaltung besitzen wir die von Thebesius ergänzte Beschreibung Fr. Lucaes von 1689, die durch die präziseren Aussagen älterer Stadtpläne von F. B. Werner und Val. von Säbisch sowie durch die Erhaltung zweier dieser Basteien oder Rundelle auf dem Schloßgrundstück vervollständigt werden.

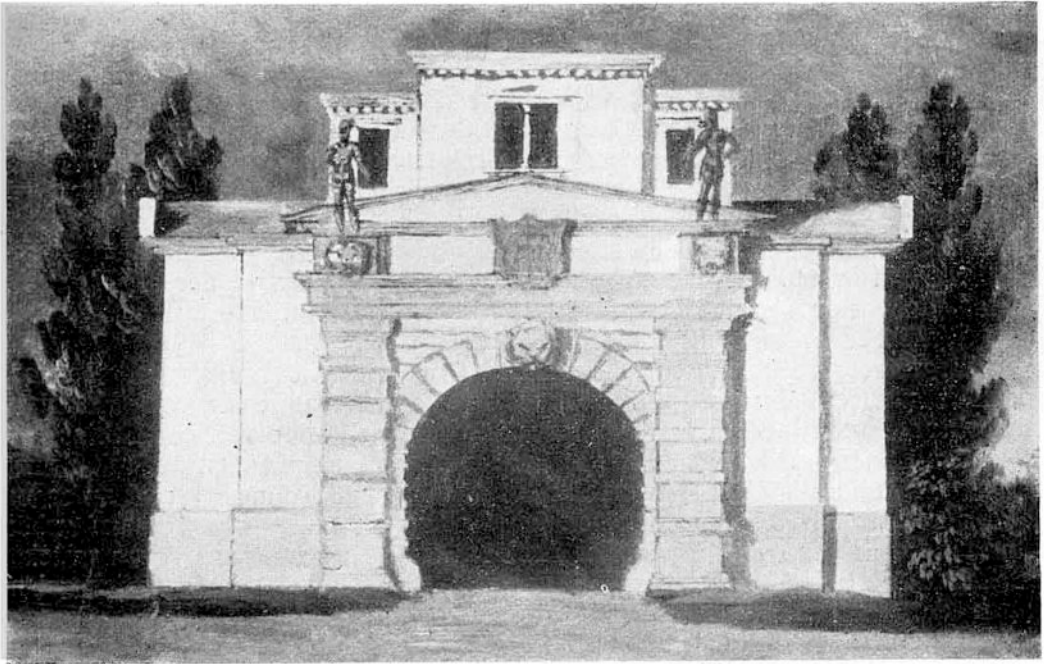


Abb. 12. Das Goldberger Walltor II mit Vorschlag einer Fassadenverbreiterung.
 Ölbild im Niederschlesischen Museum in Liegnitz. Aufnahme von Paul Mertn.

Daß der an der Basis etwa 22 Meter breite und 12 Meter hohe Wall nach Thebesius' Ausdruck auf einem „Grund von Stein“ stand oder, was wahrscheinlicher ist, niedrige Böschungsmauern zur Einfassung des Fundamentabschnittes besaß, sagt uns weder ein Plan noch eine Laienbeschreibung. Daß dieser Wall etwa kasemattiert war, erzählt weder Fr. Lucae, obwohl ihm diese falsche Auffassung von Thebesius mit Unrecht vorgeworfen wird, noch ist eine solche Gestaltung des Walles in Val. von Säbisch' Querschnittzeichnung angegeben. Vielmehr spielt der an Höhe noch die Stadtmauer übertreffende Wall die Rolle eines Kugelfanges gegen grobe Geschützgeschosse. Seine Krone war mit einer Erdbrustwehr zur Aufstellung von Kanonen ausgestattet, während für die Infanterie eine am Fuße des Walles an der Innenseite des äußeren Grabens erstellte Brüstungsmauer mit Zinnen oder Schießscharten entlanglief. Der so gedeckte Gang zwischen Wallböschung und gemauerter Brustwehr war zugleich Verbindungsweg zwischen den einzelnen Basteien oder Rundellen, die zum Unterschiede gegen den Wall massive gewölbte Hohlkörper waren. Durch ihre Erdbrüstung auf ihrer Wehrplatte bildeten sie Teile der Wallbrustwehr, die also in zusammenhängender Linie einen wesentlichen Faktor des neuen Beringes bildete.

Zur Erfassung der Form der Rundelle können wir zunächst das eine erhaltene Exemplar an der Nordwestecke des Schloßgrundstückes zu Rate ziehen. Es waren gemauerte Zylinder von etwa 10 m Höhe und $7\frac{1}{2}$ m Durchmesser aus Ziegeln im Format 27:12:8/8,5 Zentimeter. Eine Wölbungskappe bedeckte auch den für die Bedienungsmannschaft und Munition vorgesehenen unteren Raum, in den eine Treppe vom gedeckten Weg an der Außenseite des Walles hinabführte. Die einzelnen Mauerzylinder waren mit beraster Erde verkleidet, so daß im Verein mit der auch am Fuße der Basteien auf der Außenseite herumgeführten Brüstungsmauer eine Angleichung an die Wallböschung vorhanden war.

Das zweite verschonte Rundell an der Nordecke des Schlosses verrät uns den lichten Durchmesser von 4,20 m, so daß für die Mauerstärke etwa 1,70 m verbleiben.

Der gute Eindruck, den uns Matthäus Merian um 1650 von der Nord- und Westseite der Festung Liegnitz vermittelt, beruht auf der stark unterstrichenen Horizontalen des unverändert ins 17. Jahrhundert übernommenen Hauptwalles mit der stereometrisch einfachen und klaren Form der Rundelle mit ihrer geböschten Erdverkleidung. Eine die harmonische, plastische Geschlossenheit störende Durchsetzung mit hohen Torbauten gab es nicht mehr. Jeder Weg in die Stadt führte durch den Wall in überwölbtem Gange, der die Eigenheit besaß, daß er in schräger oder gekrümmter Führung und etwas abseits von den Walltores erster Ordnung stand.

Die Liegnitzer Walltorfassaden sind ziemlich spurlos untergegangen. Dennoch verhilft uns ein im Liegnitzer Museum befindliches und von Museumsinspektor Paul Mertin 1943 im „Liegnitzer Tageblatt“ veröffentlichtes Ölbildchen der Front des Walltores in der Goldberger Straße zu einer mit Genugtuung erfüllenden und ausreichenden Vorstellung. Zur Erläuterung ist zu sagen, daß der über dem flachen Dreieckgiebel sichtbare Aufbau nicht dazu gehört und ein Vorschlag des Malers oder Architekten für ein auf dem Torgangrücken stehendes und zu beseitigendes Fachwerkhäuschen ist. Wahrscheinlich gehört auch die das engere und in dunklerer Tönung gehaltene Sandsteinportal rahmende Seitenarchitektur zu dem gutgemeinten Phantasieprojekt. Trotzdem bleibt nach Abzug der Zutaten das Bild der erfreulichen und künstlerisch wertvollen und bedeutsamen Torfront. Dem Spätrenaissancecharakter des 1610 fertig gestellten Schmuckstückes entsprechend sind die seitlich rahmenden Pilaster durch Bänder gegliedert. Der Fries über dem Hauptgesims ist etwas zu niedrig geraten, denn die Wappentafel im Museum ermöglicht mit ihren Abmessungen 72 : 104 cm Höhe die Kontrolle. Auch die beiden flankierenden Löwenköpfe und prachtvollen Ritterfiguren sind erhalten und im Niederschlesischen Museum untergebracht. Eine Inschrift, die der bestellende Bauherr, ein Gönner und Stifter, für den Liegnitzer Rat wahrscheinlich anzubringen nicht unterließ, ist nicht überliefert.

Das gediegene Portal reiht sich in würdigem Wettstreit in die Gruppe der uns schon bekannten Walltorfassaden in Breslau und Brieg. Als Ausführer wird in den Missiven von Bürgermeister und Ratmannen der Steinmetz Nikolaus Schneider genannt. Am 16. 9. 1608 geht ein Schreiben an den Rat der Stadt Goldberg ab, des Inhalts, daß „unser Steinmetze Niklas Schneider, welchem wir die Arbeit des neuen Goldbergischen Tores zu vorfertigen ange-dinget, eines Gesellen bedürfende ist . . . und daß, wenn der Steinmetze zum Goldberg anitzo gute und geübte Gesellen haben sollte, deren einen . . . auf 14 Tage alhero leihe.“ Am 3. 10. bedankt sich der Liegnitzer Rat beim Goldberger für die Stellung „etzlicher Steinführen aus dem Hockenberge“. Am 7. 4. 1609 werden noch Wagen von privater Seite zur Anfuhr von Werkstücken zum Torbau angefordert. Mit 1610 ist das Wappen datiert und so der Abschluß der Ausführung beurkundet.

Daß der beauftragte Nikolaus Schneider seine Arbeit durchgeführt hat, ist nach den gebotenen Zeugnissen gewiß. Daß er auch den Entwurf gezeichnet hat, ist anzunehmen, obwohl ja ein Festungsingenieur oder der damalige Stadtbau-meister als verantwortlicher Architekt im Hintergrund steht. Die Urheberschaft an den beiden Figuren bleibt vollends ungeklärt. Unser Nikolaus Schneider wird in einem Ratsschreiben vom 15. 2. 1608 an die Magdeburger Steinmetzen-innung als Liegnitzer Bürger bezeichnet, scheint aber aus Magdeburg gekommen zu sein. In einem weiteren Befürwortungsschreiben des Rates an Hans von

Nostiz auf Moys, Groß- und Klein-Strentz wird auf die Schädigung des Meisters bei seiner dortigen Arbeit durch die Wasserflut hingewiesen. Demnach haben wir es mit einem handwerksmäßig gerichteten Meister zu tun, dem die bildhauerische Leistung des Wappens und der beiden Ritterfiguren nicht gut zugemutet werden kann. Der Name des Bildhauers aber fehlt uns, obwohl Liegnitz damals an Persönlichkeiten dieses Standes eine Reihe aufzuweisen hatte. In meiner „Schles. Renaissanceplastik“ dachte ich bei Besprechung der beiden durch starke Geste ausgezeichneten Figuren an den niederländischen Bildhauer Michel Fleiser, ohne mich auf ihn festzulegen. Wie Museumsinspektor Paul Mertin mit Recht geltend macht, stimmt die technische Behandlung der Figuren zu der des 1610 datierten Fürstentumswappens; so daß eben ein späterer Künstler aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts herangezogen werden muß, dessen Entdeckung noch aussteht.

Mit dem Basteienkranz ging Liegnitz in den Dreißigjährigen Krieg und durch denselben hindurch. Für eine Festung von der Bedeutung der niederschlesischen Fürstentumshauptstadt waren die Werke schon ein Jahrhundert vorher, d. h. bei der 1530 einsetzenden und bis ins siebente Jahrzehnt sich hinziehenden Erbauung nicht mehr auf voller Höhe, da man bereits begann, bastionäre Formen nach italienischer Art einzuführen. Als Befestigungsingenieur wird ein Graf H a r d e c k genannt, der als Fachmann in Schlesien sonst nicht hervorgetreten ist und nach des Thebesius Bericht über dem Bau 1535 auf der Gröditzburg gestorben sein soll. Daß der Name des Ingenieurs stimmt, erscheint mir fraglich. Nach Ehrenberg „Die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen“ S. 148 wird 1529 Friedrich von H e y d e c k auf Johannesburg für den Festungsbau nach Liegnitz verlangt. Als Werkmeister ist W i l h e l m von Lüneburg 1537 beschäftigt, der damals „auf der Stadt Befestigung 7 Mark“ [etwa 5000 RM] ausgezahlt erhielt. An der Ausführung des aufgestellten Projektes hielt man in der Folgezeit fest, als in Breslau der Stadtbaumeister Lorenz G u n t h e r bereits 1544 sein zangenartiges Bollwerk im Nordwesten der Stadt errichtete und in Brieg wie in Breslau die italienischen Architekten und Ingenieure Peter und Bernhard N i u r o n und der Niederländer Heinrich M u n t i g in den 70er Jahren die erste Modernisierung eines Festungsabschnittes in Angriff nahmen. Zu einer zu Einfluß gelangenden Einnischung und Beratung von jener Seite scheint es nicht gekommen zu sein.

Eine gute Vorstellung des erreichten Endstadiums gibt uns die erwähnte Stadtansicht M e r i a n s, die eine unverblümete, allerdings auch korrigierende Nachzeichnung des ältesten Stadtprospektes aus dem 1572 bis 1618 in Köln veröffentlichten Buche von Braun und Hogenberg ist. Dargestellt ist die Nordseite der Stadt, links beginnend mit einem Rundell, dem Glogauer Tor und dem Schloß. Zu beachten ist hier die den Schloßgraben durchquerende Stadtmauer mit den Wasserdurchlässen. Das niedrige Torhaus rechts mag das Lübener sein, der den verbreiterten Graben hier vor jenem durchziehende Dammweg ist wohl eine Verzeichnung für eine Holzbrücke. Die Brustwehr am neuen Hauptwalde und die folgenden, mit Erde bekleideten Rundelle oder Basteien sind klar herausgehoben. Die rechte Bildseite wird beherrscht von den beiden Toren nach Haynau und Goldberg. Den zwei Tortürmen sind je eine Bastei vorgelagert, durch welche die Walltore führen sollen. Das ist natürlich unmöglich und wiederum Verzeichnung. Der Plan von Valentin von S ä b i s c h bietet die Korrektur. Dort ist am Haynauer Tor eine Doppelbastei angeordnet, und zwischen beiden führt die Straße. Am Goldberger Tore liegen Weg und Brücke neben der Bastei. Die Überdimensionierung der Tore, insbesondere der Türmchen der inneren Walltore, wie wir sie auf dem Bilde von Braun und Hogenberg antreffen, ist von Merian vermieden und in den Höhenverhältnissen

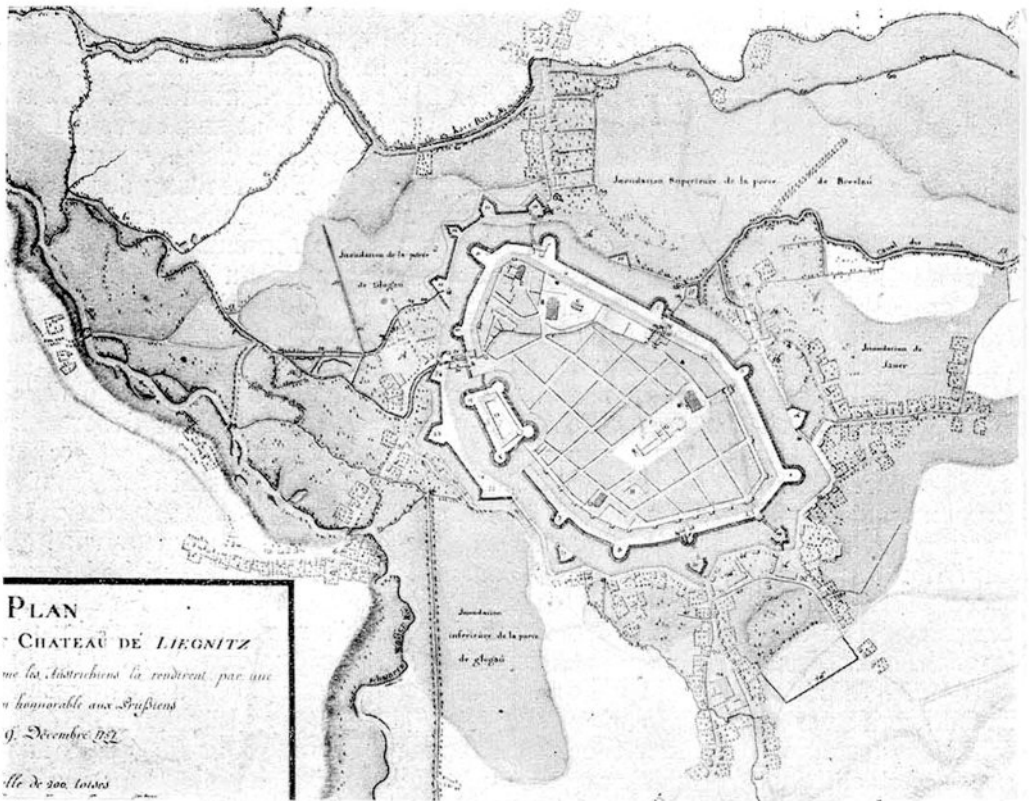


Abb. 13. Liegnitzer Festungsplan von 1757. Aus dem Heeresarchiv Wien.
Die Südseite der Stadt liegt hier an der oberen Plankante.

richtig gestellt worden. Die Türmchen der ersten Walltore sind wieder auf ihre richtige Größe zusammengeschrumpft. Die Tore vor den massiven Brücken sind in normale Dimensionen heruntergedrückt.

Die Bastionärbefestigung des 17. Jahrhunderts.

Der Dreißigjährige Krieg hatte begonnen, als der Breslauer Stadtbaumeister und Festungsingenieur Valentin von Säbisch begann, sich mit der Modernisierung der Liegnitzer Werke zu beschäftigen. Zur Ausführung irgend eines Projektes kam es zunächst nicht, wie es den Anschein hat, da er sich 20 Jahre später noch einmal damit abgab. Das wertvolle Ergebnis seiner anfänglichen Tätigkeit ist seine Aufnahme des Stadtgrundrisses mit Mauern, Gräben und Basteien, die als Grundlage für eine weitere Bearbeitung die möglichst erreichbare Genauigkeit erhalten mußte.

Das zweite Stadium des Entwerfens, wie wir es vorläufig nennen wollen, ist in dem abgebildeten Projekt mit dem Jahre 1646 signiert. Dieses beschränkt sich im Südteil auf die Einlagerung von Ravelins vor die als zu lang erachteten Wallabschnitte zwischen den Basteien, die Kurtinen, vor die beiden Westtore und vor die Wasserkunst oder Mühle und stattet nur den Nordteil der Stadt mit einem Gürtel von regelrechten Bastionen aus. Der Schloßabschnitt erhält ein eigenes Bollwerk, ein Kronwerk. Der Ausbau des Grabengegenufers, der Kontereskarpe an der gesamten Peripherie bis auf die kurzen, durch drei Teiche gesicherten Ostpartie war in Aussicht genommen.

Ob der Entwurf von Säbisch tatsächlich dem Umbau der Festung zugrunde gelegt wurde, ist nicht mit absoluter Sicherheit feststellbar. Es wäre denkbar,

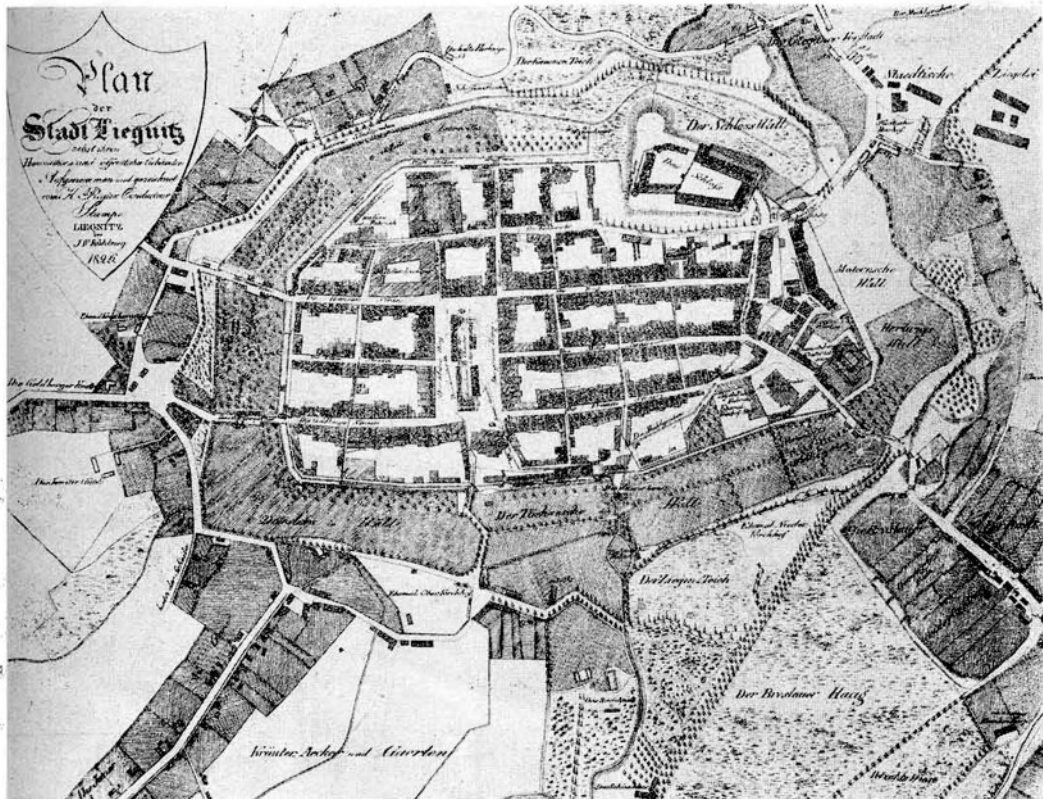


Abb. 14. Stadtplan von Stumpe, gedruckt 1826 bei Kuhlmeiy in Liegnitz.
Aus dem Städt. Vermessungsamt in Liegnitz.

daß seine letzte Zeichnung nur eine Kopie einer inzwischen durch einen anderen Ingenieur ausgeführten Bastionärbefestigung darstellte. Der abgebildete Plan des Wiener Heeresarchives von 1757 erweist allerdings bei vollständiger Übereinstimmung der Verteilung und Anordnung der Außenwerke den mangelnden Ausbau oder die Vernachlässigung des Ausbaus der Kontereskarpe am gesamten Umfang, so daß gerade hieraus die Autorschaft unseres Säbisch hervorgehen müßte.

Wie weit der neben Säbisch bekannteste Breslauer Festungsingenieur Hans Schneider von Lindau an einer Modernisierung oder Wiederherstellung von Werken beteiligt ist, entzieht sich der Kenntnis. Wir wissen nur, daß auf eine Anforderung Herzog Joachim Friedrichs im Jahre 1596 der Breslauer Rat in zwei Schreiben vom 20. 9. und 16. 10. die Beurlaubung dorthin abschlagen mußte und erst 1602 seine Entsendung nach Liegnitz erlaubt wurde, um „die Baufälleigkeiten, beide zu Liegnitz und zum Hayn [Haynau] in Augenschein zu nehmen“. Nach diesem letzten Passus handelt es sich also um Ausbesserungen. Daß er als Schöpfer der modernen Festungsanlagen in Breslau gern in Liegnitz für einen geahnt notwendigen Umbau der Werke zu Rate gezogen worden ist, liegt auf der Hand. Geschehen ist jedoch nichts, denn, wie gesagt, es erfolgte der bastionäre Ausbau unter den kaiserlichen Kommandanten seit 1635 und besonders 1641, damit der Wiener Regierung ein stärkerer Stützpunkt geboten wurde. Massive Fundamente hatten diese Werke aber nicht, so daß Fr. Lucae 1689 mit Recht auf S. 1200 sagt, daß „die Liegnitzer Wälle keine realen Bastionen“ besäßen.

Nachdem schon 1656 von kaiserlicher Seite ein sehr kompromittierendes Urteil

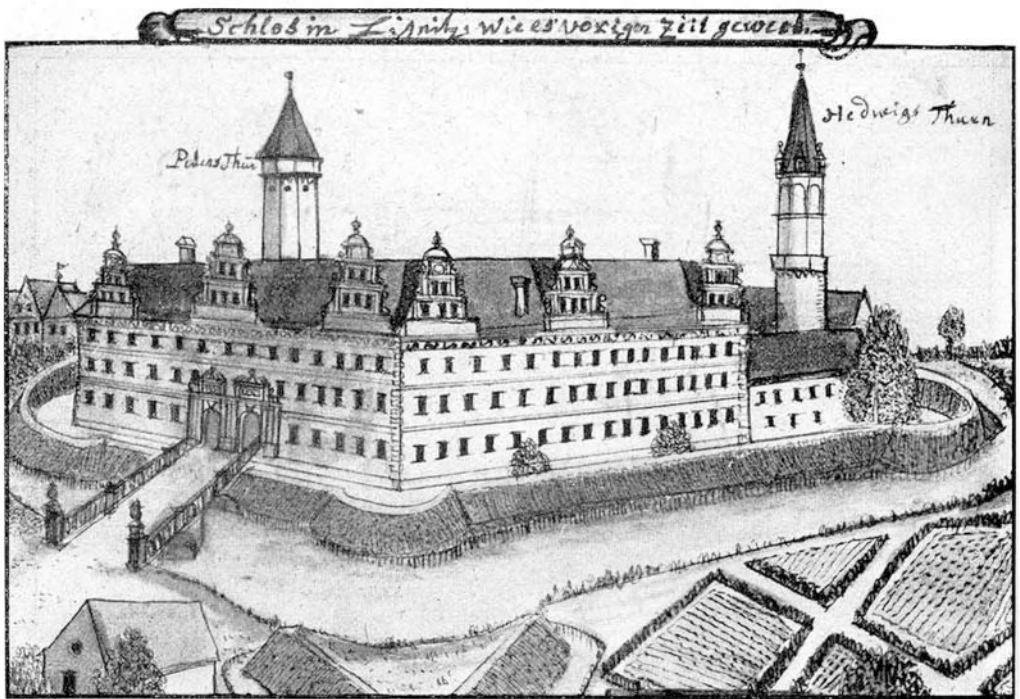


Abb. 15. Nordostansicht des Liegnitzer Schlosses nach Zeichnung von F. B. Werner.

über den Zustand und die ungünstige Lage der Liegnitzer Festung gefällt worden war, ist der Verzicht Friedrichs des Großen auf die Beibehaltung dieses festen Platzes um so verständlicher, zumal er mehr auf den Schutz der Oderlinie bedacht war. Die städtischen Akten über die Demolierung der Wälle setzen im Jahre 1758 ein.

Die rekonstruierende Verdeutlichung der einstigen Lage der Bastionen und bastionären Werke im Grundriß der Stadt war mit Hilfe der Aufnahme von Säbisch und der Pläne von Bauinspektor I s e m e r aus dem Jahre 1780 und von Baukondukteur S t u m p f e von etwa 1825 sowie einiger den Akten beigefügter Detailzeichnungen gut möglich. Für die Einordnung einzelner Bastionen und Ravelins finden sich zudem genügend weisende Rückstände der Wall- und Grabenführungen im Gelände selbst. Die Umwandlung des eingeebneten Festungsrings in einen Grüngürtel und in Schmuckplätze und selbst in Wohnblöcke hat die nach der Festungsdemolierung sofort einsetzende Bildung von Wegen und Straßen auf den ehemaligen Wällen nicht verhindert und so die charakteristischen verratenden Grundrißformen im bebauten wie unbebauten Gelände hinterlassen.

Das Liegnitzer Schloß.

Angesichts der deutschen Stadtgründung auf dem weiteren Gelände der Burg kann man diese als Urzelle jener ansehen. Ihre strategisch günstige Lage inmitten fließender und weiter stehender Gewässer und Sümpfe läßt den Schluß zu, daß ihr Alter fern in die vorgeschichtliche Zeit zurückreicht. Daß sie im Knotenpunkt der vier Ausfallstraßen nach Lüben—Glogau, Haynau, Goldberg und Breslau stand, läßt sich aus dem bereits erörterten Stadtplanungsvorgang folgern.

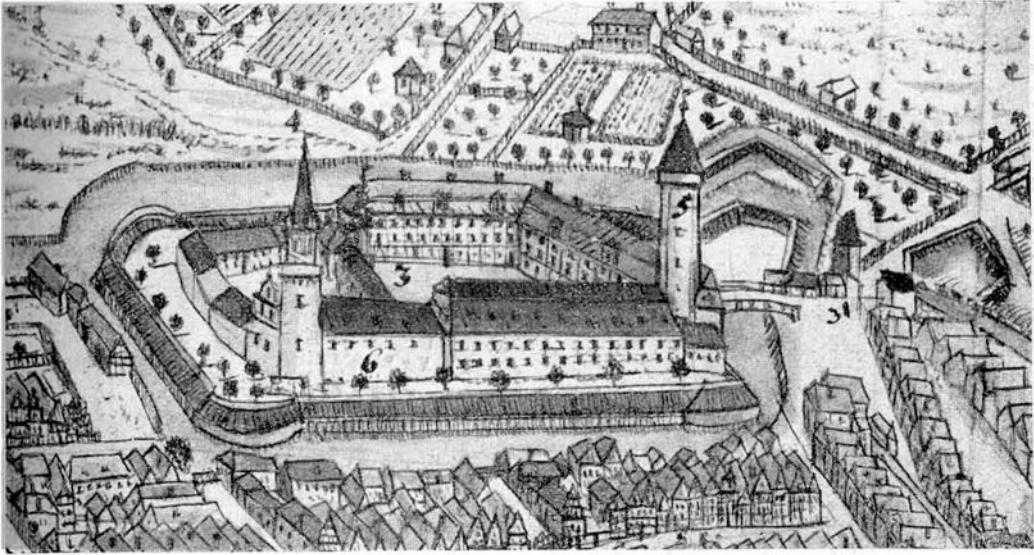


Abb. 16. Südansicht des Liegnitzer Schlosses nach Zeichnung von F. B. Werner.

Die romanische Burg.

Nördlich der neuen Stadt war die Massivanlage der Burg in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, in welche die dreißigjährige Regierung Heinrichs I. fällt, emporgewachsen. Als er 1238 starb und drei Jahre darauf die Mongolenüberschwemmung drohte, stand zweifellos der starke Trutzbau abwehrbereit im Zentrum der leicht gebauten Ansiedlung da.

Die drei wichtigsten Eckpfeiler und Hauptrepräsentanten der romanischen Burg haben sich durch alle Fährnisse der Fortentwicklung und Erweiterung zum vielräumigen gotischen und renaissancemäßigen Stadtschloß erhalten. Das sind der Peters- und Hedwigsturm im Nordosten und Südwesten und das Lübener Tor im Nordwesten, dessen schützender Turm um 1690 allerdings dem Abbruch verfiel. Von den beiden ersteren Türmen sind nur die unteren zylinderförmigen Teile in einer Höhe von 18, vielleicht auch nur von etwa 10 Metern als dieser Zeit angehörig anzusehen. Als Wartturm spielte der Hedwigsturm die wichtigste Rolle, er wurde deshalb spätestens in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Höhe verdoppelt.

Die Burgmauer, die entsprechend 6 bis 7 Meter einschließlich ihrer Brustwehr hoch war, ist bis auf Fundamentreste nördlich des Hedwigsturmes und zwischen ihm und der Nordwestecke des Südflügels verschwunden. Ihre 1903 freigelegten Teile „bestanden aus Pfeilern mit dazwischen gespannten Bögen aus Plattenbasalt, untermauert mit runden Feldsteinen“, wie die „Mitteilungen“ von 1926 S. 239 verraten.

Die Grundrißrekonstruktion der Burg des 13. Jahrhunderts ist bereits durch Verwertung einiger Bodenfunde ebenda versucht worden. Sie ist gescheitert, weil ihr Autor von der jetzigen in Erscheinung tretenden Ausdehnung des bebauten Schloßgeländes in Rechteckform ausging und das Wachstum, das jede Burg durchmacht, vernachlässigte. Ein daraus entspringender Hauptfehler war, den Palas (Südflügel) außerhalb der Ringmauer zu setzen.

Der Grundriß unserer romanischen Burg war ein ziemlich gleichschenkliges Dreieck, dessen etwa 120 Meter lange Basis der Stadt zugekehrt ist. Die Spitze wurde durch den Lübener Torturm markiert. Die schräge Lage dieses Nordtores kennzeichnet die Richtung der durchführenden Straße. Deren Einfahrt von der Stadt her lag nördlich vom Hedwigsturm, der zugleich die Rolle

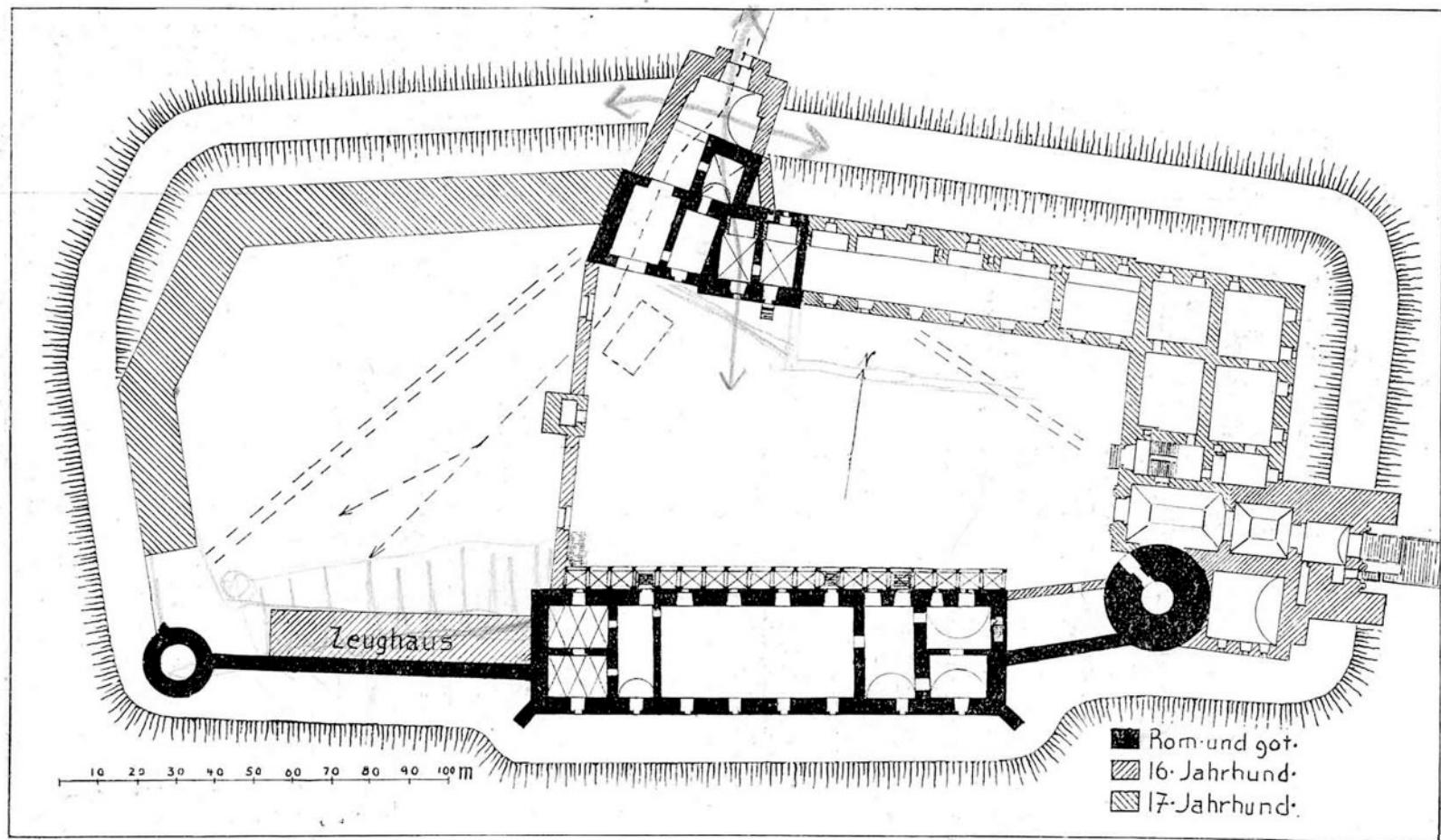


Abb. 17. Grundrißentwicklung des Liegnitzer Schlosses.



Abb. 18. Bild des Schlosses Liegnitz zur Zeit des Mongolensturmes
nach älterer Vorlage. 1451.

Aus „Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins“ Bd. 10.

eines Torturmes spielte. Die Basis dürfte bei ihrer erheblichen Länge durch ein beim Südflügelneubau beseitigten Turm in ihrer Mitte geschützt worden sein. Die Straße führte durch die Vorburg, deren Wirtschaftshof gegen den herrschaftlichen durch eine Wand abgeschlossen war.

Innerhalb der Ringmauer lagen die ein- und zweigeschossigen Wohn- und Wirtschaftsgebäude, alle wahrscheinlich Fachwerkbauten, das Herrenhaus (Palas) für Verwaltung und Vergnügen an der Basis, Wohnung und Küche auf der Nordseite gegenüber, in der Nachbarschaft der „mitten des Schloßplatzes“ stehenden, noch turmlosen Kapelle. Daß der Hedwigsturm seine legendarisch-künstlerische Verbindung mit dem Namen der Heiligen erhielt, mag damit zusammenhängen, daß sie am dortigen Tore die Armen der Stadt beköstigte und der Turm so zum Symbol ihrer Mildherzigkeit wurde.

Auf der Festigkeit der Ringmauer und der drei Türme und auf der Sicherung durch den von der Katzbach gespeisten Graben beruhte die Stärke der Burg. Der Petersturm mit 13 Metern Durchmesser und im untersten Geschoß 4 Meter dicker Mauer hatte die Aufgabe des besonderen Schutzes in äußerster Not, des Berggrits, während dem Hedwigsturm mit 10 Metern Durchmesser und $2\frac{1}{4}$ Meter starker Wandung infolge seiner sparsamer verwendeten Mauermassen frühzeitig die Rolle des höheren Wartturmes zufallen mußte. Der eigenartig aus einem statisch kühnen Gefüge von Steinbalken konstruierte, weit ausladende, mit mannshohen Zinnen und Fußbodenöffnungen zur Bekämpfung unten Anstürmender gestaltete Wehrgang gibt noch heute nach sechs Jahrhunderten dem

Trutzbau eine charakteristische Note. Ein Stück eines Guberkers ist älterer Überrest am unteren Zylinderteile. Das an den beiden Türmen verwendete Ziegelformat von 25/6:11/2:7,5/8,5 Zentimetern, mit also außergewöhnlicher Schwäche der Steine rückt diese ersten Massivbauten in eine gewisse Distanz zu der frühen Stadtmauer.

Die auffallend abweichende, von Fritz Pfeiffer festgestellte Ziegelgröße gestattet den Schluß auf die Verwendung eines ausführenden Meisters aus dem Westen.

Der Nord- oder Lübenener Torturm war ein Quader auf ungefähr rechteckigem Grundriß von 10 : 15 Metern. Sein ehemaliger Standort wird durch erhaltene stärkere Wandteile innerhalb des ihn umgebenden Walltorbaus bestimmt. Dessen Abbruch beraubte seit 1690 das Burgbild um einen beträchtlichen Faktor von Macht und Schönheit. Seine Wiedererstellung im Rahmen einer das Schloß aus der Schinkelschen Verbrämung herauschälenden und von den letztzeitigen Neubauten reinigenden Aktion ist angesichts der Einfachheit der Materie anzustreben.

Das gotische Schloß.

Die Reihenfolge der einzelnen Planungs- und Bauvorgänge, die das dreieckige Schloßgrundstück zu dem uns bekannten, dem Rechteck nächstehenden Umfange wandelten, ist ohne Grabungen und Untersuchungen der unteren Mauerwerkteile nicht zuverlässig bestimmbar. Die Errichtung des Nordostflügels einschließlich des benachbarten Abschnittes im Osten im 17. Jahrhundert hat die zeitliche Fixierung durch Verschleierung des vorhergehenden Bebauungsstandes erheblich erschwert.

Die ersten, als gotisch zu bezeichnenden Modernisierungen der Burg galten der Verbesserung ihrer Wehrhaftigkeit und erstreckten sich, den Fortschritten der Kriegstechnik entsprechend, auf Verstärkungen in der Vertikalen. Die in zwei Abschnitten vorgenommene Erhöhung des derberen Zylinders des Peterssturmes ist aus dessen stilistisch fortschreitender Formung ablesbar. Die spätere Gotik führte Rund- und Quaderkörper fast immer in das achtseitige Prisma über. Daher die oberen acht Geschoßräume vom Ziegelmauerwerk achtseitig umgrenzt werden. Das Schlußstadium der zu zwei erheblich von einander liegenden Zeitpunkten vorgenommenen Erhöhung bis auf 50 Meter und die Bekrönung mit dem kräftig ausladenden Sims und der Sandsteinbrüstung mit fischblasenförmigen Durchbrechungen ist uns urkundlich überliefert. Herzog Ludwig II. hatte auf einer Reise durch Frankreich in St. Denis einen Steinmetzen dafür verpflichtet und unter dem 25. 3. 1416 an den Liegnitzer Rat angemeldet. Die Arbeit des fremden Meisters erstreckte sich auch auf die Höherführung dieses Turmes, soweit es die neuartige Quaderung an den Ecken erkennen läßt, und wahrscheinlich auch des Hedwigsturmes in seinem achtseitigen Aufbau oberhalb des Wehrganges. Über Einzelheiten in der Gestaltung beider Türme unterrichtet Fritz Pfeiffer im 1. und 6. Heft der Liegnitzer „Mitteilungen“.

Die entsprechende Erhöhung der Ringmauer ist als gewiß anzunehmen. Der Lübenener Torturm muß dieser Ringmauerverstärkung gefolgt sein, und zwar in Quaderform, wie uns das älteste, in der Turmgestaltung gewissermaßen zuverlässige Burgbildchen aus der 1451 geschriebenen und gezeichneten Hedwigslgende überzeugend lehrt.

Der Beginn des Planungsumbruches, der für die Gewinnung einer zureichenden Hoffläche und bequemere Wohngebäude notwendig war, kann nur auf der Südseite eingesetzt haben. Wenn dem von 1453 bis 88 regierenden Friedrich I. die „Erneuerung“ des Palas zugeschrieben wird, so ist diese Behauptung dahin zu berichtigen, daß er nach Niederlegung des nordöstlichen Ringmauer-

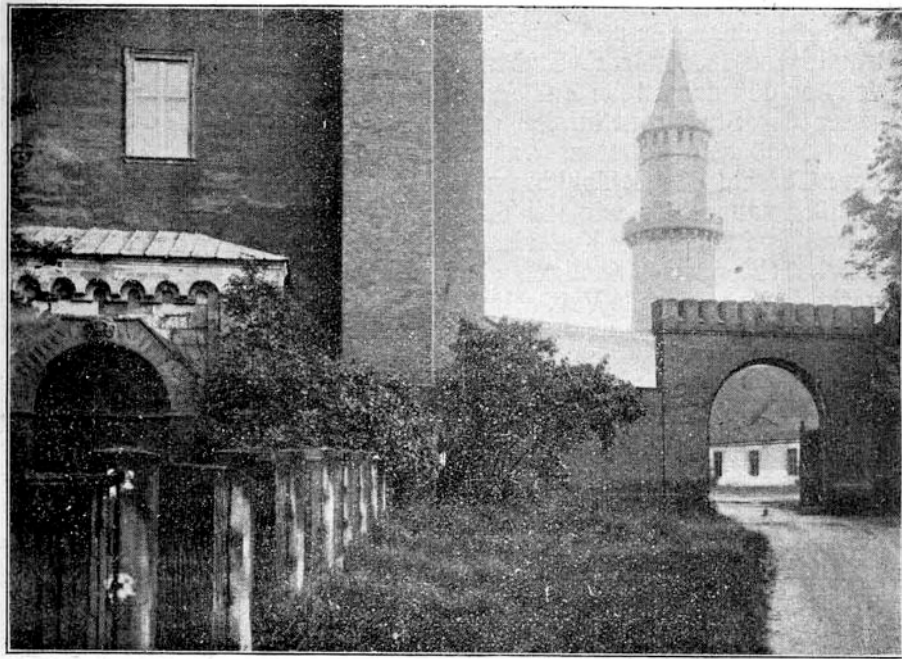


Abb. 19. Ausschnitt aus der Nordansicht des Liegnitzer Schlosses.
Links das Lobentor, rechts neuer Torbogen, im Hintergrund der Hedwigsturm.
Aus „Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins“ Bd. 10.

abschnittes einen 60 Meter langen Hauptflügel südöstlich des alten Palas erbaute oder zu erbauen anfang. Sein Sohn Friedrich II. war der Fortsetzer. Das Terrain war vorher zum Teil Grabengelände gewesen. Die Ostgiebelwand des neuen Hauptflügels blieb in gewisser Entfernung vom Petersturm, um dessen Defensivkraft nicht zu beeinträchtigen.

Mit etwa zehn Achsen in der Front sprang dieser nur von der Hofseite aus zugängliche, 16 Meter breite Südflügel fast mit etwa halber Tiefe vor die Ringmauer vor. Sein erster Stock war die gesamte Länge hindurch ein riesiger Gesellschaftssaal, dessen Ausstattung „mit vielen Bildnüssen, in vollkommener Lebens-Größe, alter Kayser und Lignitzischer Herzoge“ und dessen Zweck „zu ihren Tänzen, jüngster Zeiten aber zu Komödien und Wirtschaftspielen“ Friedrich Lucae S. 1213 schildert. Ebenderselbe verrät uns auch die Bestimmung des größeren Raumes im Erdgeschoß als der großen Hofstube für Staats- und umfangreichere Gerichtssitzungen. Dieser untere, im 17. Jahrhundert auch als Speise- und Bankettraum benutzte, seit 1835 durch eine mittlere Arkadenreihe und eingezogene Wände geteilte Saal ist nebst den beiden anstoßenden gewölbten Zimmern und dem östlichen Verbindungsbau zum Petersturm der einzige Komplex, welcher unversehrt den verheerenden Schloßbränden von 1711 und 1835 entging. Wegen seiner schönen ursprünglichen Holzbalkendecke erregte er die Aufmerksamkeit König Friedrich Wilhelms IV. Die Frage seiner Wiederherstellung als Raumeinheit und seiner Zuführung einer gemäßeren Verwendung wurde 1846 leider in verneinendem Sinne beantwortet. Die derben, kräftig profilierten Holzbalken der Decke werden von einem durch drei ummantelte Granitsäulen gestützten Unterzuge getragen. Umrahmungen der Wanddurchbrüche in spätestgotischer Form verraten ihr Alter durch die Überschneidungen der Stabgliederungen ihres Kehlwerks.

Durch die Wiederherstellungs- und Situationsberichte des Liegnitzer Regie-

rungsbauamtes einerseits und der Berliner Oberbaudeputation andererseits nach dem Brande von 1835 (Bresl. Staatsarch. Rep. 89. H u. 134 Acc. 30/18 No. 70) sind wir über den damaligen Zustand des Südflügels genauer unterrichtet. Daß die Fenster der Stadtfront infolge des defensiven Charakters der Außenwand nicht allzu groß sein konnten, war vorauszusehen. Im Erdgeschoß, wo der „über dem Terrain des Schloßhofees 10 bis 12 Fuß hohe Wall sich unmittelbar an die Außenmauer hier wie um das ganze Schloß herum lehnte“, lagen die Fenster wie „gewöhnliche Kellerfenster, $3\frac{1}{4}$ Fuß hoch, an der Decke“. Die eigentlich belichtenden Öffnungen gehörten der Hofseite an, die des ersten Stockwerks hatten „gerade Verdachungen aus der Mitte des 15. [soll heißen 16.] Jahrhunderts“.

Den großen Saal im Obergeschoß fand Schinkel, anscheinend entsprechend der unteren Flügelteilung verkleinert, als Gesamteinheit vernichtet vor. Der über der Hofstube liegende Saalabschnitt hatte „ungeputzte Wände, keine Türen und Fenster und eine roh behauene Balkendecke“. Dagegen besaßen die zwei Nachbarzimmer „kassettierte Decken, deren Arbeit weniger zierlich als im unteren Saale war, beide ganz gleich, mit Rosetten“. Aus der Übereinstimmung der beiden Zimmerdeckenformen können wir den Schluß ziehen, daß es sich um Teile der alten, erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts entstandenen bzw. erneuerten Saaldeckendekoration handelt, die durch eine im 18. Jahrhundert vorgenommene Abtrennung dieser Räume in ihnen erhalten geblieben war.

Über dem zweiten Stock, der nach dem Befund von 1835 nur 9 Fuß hoch war und Lukenöffnungen hatte und vielleicht einstmals zu dem durch zwei Geschosse reichenden Saal gehörte, befand sich ein schweres, im 18. Jahrhundert aufgesetztes Mansardendach, das nach 1838 abgetragen und durch ein flaches Zinkdach über dem aufgestockten Flügel ausgewechselt wurde.

An der Stadtseite ragten die spätgotischen Kragsteine eines zerstörten Erkers aus der Wand, dessen Erneuerung 1845 in Ziegelmauerwerk genehmigt wurde, nicht in Sandstein, aus welchem Material der an der Hofseite sitzende Erker bestand.

Der von F. A. Stüler 1846 revidierte Anschlag für den inneren Ausbau des Südflügels sah in dessen erstem Stock Wohnräume für höhere Beamte und den König und darüber 10 Zimmer für die Unterbringung der Sammlung Minutoli vor.

Von dem Aufgange zu den oberen Geschossen, ursprünglich nur in Form der Außen- oder der Wendeltreppe möglich, ist keine Spur vorhanden. Der Ersatz durch ein Treppenhaus mit geraden Läufen ist bei Fr. Lucaes Besuch 1689 schon vorhanden gewesen.

Aus der Lage der senkrecht zum späteren Ostflügelbau gerichteten Achse des neuen, wohl schon im 15. Jahrhundert geschaffenen Haupteinganges der Burg im Osten ist der Schluß auf eine in die Neuplanung einbezogene Lösung der Gebäudefluchtlinien in der Nordostecke erlaubt. Die Verrückung der Hofgrenze in einen von zwei Flügeln besetzten rechten Winkel müßte in Hinsicht auf die Platzbeanspruchung gerade damals Gegenstand der Hofgrundrißlösung und Bautätigkeit gewesen sein. Die Stellung der zwei letzten, dem Lübener Tor benachbarten, dem älteren Bau entstammenden Räume entspricht gleichfalls der ausgesprochenen Annahme. Die Beschaffung geeigneter Repräsentations- und Wohnräume für Familie und Gäste greift gewiß in den Bereich des von den Schloßherren des 15. Jahrhunderts verfolgten Bauprogramms.

Der niedrige Verbindungsbau zwischen Südflügel und Petersturm, der 1835 nicht zerstört aber dennoch abgerissen wurde und in Schinkels Gotik neu erstand, scheint unter Friedrich II. gebaut worden zu sein, wenn es sich hier



Abb. 20. Heutige Ansicht des Schlosses zu Liegnitz von Südosten.

Aus „Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins“ Band 3.

nicht um zeit- und stillose Nutzräume wie Back- und Waschhaus u. a. handelt, wie es den Anschein hat.

Im Außenhof gehörte das vom Hedwigsturm in schräger Richtung gegen die Nordwestecke des Südflügels anlaufende, an die dortige Ringmauer gelehnte Zeughaus in den ersten Abschnitt der Neuzeit. Sein Erdgeschoß war nach Schinkels Bericht gewölbt. 1903 wurde es abgerissen und durch den südwärts verschobenen Bürohausneubau abgelöst. Friedrich Lucae widmet S. 1213 dem rund 45 Meter langen Gebäude folgende Schilderung: „In der untersten Wandelung [Geschoß] befindet sich allerhand Kriegs-Vorrat von Kugeln, Lunten, Musketen, Doppelhaken, Piken und dergleichen Armaturen, vornehmlich aber eine ziemliche Anzahl metallener Stücke, samt denen darzu ge-

hörenden Kugeln und Granaten. In der zweyten Wandelung werden eine große Menge von Kürassen [Rüstungen, z. T. im Breslauer Kunstgewerbemuseum erhalten] zu Pferd und zu Fuß, sonderlich wie sie in den alten Turnieren brüchlich gewesen, allerseits sauber auspolieret und glänzend verwahrt, desgleichen allerhand Arten von Musketen und Röhren, Pistolen, Schwerter, Partisanen, Kurzwegewehr, Armbrüst, kleine metallene Geschütze, Pauken, Drommeln und alle ersinnliche und zum Krieg, vornehmlich zur Defension einer Festung nötige Armaturen. Hierbei kann auch ein Fremder mancherley künstliche und rare Sachen, Manufakturen von Stahl und Eisen und andere feine Dinge sehen. Auf der dritten Wandelung ist ein großer Frucht- und Proviant-Boden.“

Umgestaltungen und Neubauten in der Renaissancezeit.

Das konservative Verhalten der Schloßherren gegen die drei symbolisch und wirklichkeitsnah sich machtvoll reckenden Türme erhielt das Burgbild in unveränderter Form bis zum Aussterben des Piastengeschlechtes. Der letzte, 1675 in Brieg dahingeschiedene jugendliche Sprosse, Georg Wilhelm, ruhte kaum zwanzig Jahre in der von seiner Mutter Luise prachtvoll ausgestatteten Gruftkapelle der Liegnitzer Johanneskirche, als der in den Obergeschossen rissig gewordene Turmquader über dem Lübener Tor zum Teil abgetragen wurde und einer kommenden Überbauung des kurzen Torflügels Platz machte. Was die Renaissancekunst an Gaben über das Schloß streute, entbehrt leider der einheitlichen Haltung. Für einen Gesamtneubau wie in Brieg fehlten die Voraussetzungen, ein prägnanter Kunstwille einer Persönlichkeit wie Georgs II. und ein der Erneuerung unbedingt bedürftiger Zustand der Anlage. In Brieg hatte Herzog Georg Fachwerkhäuser im Burgbering vorgefunden, in Liegnitz hatte die Gotik schon breit gelagerte massive fürstliche Häuser in den Schloßhof gestellt.

Friedrich II., der 1547, also gegen Ende der deutschen Frührenaissance starb, hätte, nach dem an Umfang geringen, an Gehalt desto köstlicheren Beweisstück seines energischen Kunstwillens, dem Walltor an der Ostseite zu schließen, ein üppigeres Betätigungsfeld für die neue Kunst schaffen können, wenn er nicht durch die seit 1529 akut gewordene Türkengefahr auf das wichtigere Gebiet der notwendigen Befestigungen und Waffenbeschaffungen gedrängt worden wäre. Diese Sorge galt auch zum Teil der Modernisierung der städtischen Wehrbauten. Die Verbreiterung des Grabens, der Bau oder Umbau der 4 massiven Eckbasteien (Rundelle) und des neuen hohen Walles um das Schloß nahmen seine finanziellen Kräfte durch viele Jahre reichlich in Anspruch. Daß er schon 1533 in schwerer Rüstungstätigkeit den Mut und die Lust aufbrachte, für den jungen, durch den vorlagernden Wall führenden Osteingang eine reich skulptierte Prachttorfassade in Auftrag zu geben, stellt seiner Kunstfreudigkeit ein ehrenvolles Zeugnis aus.

Der seit der Mitte des 15. Jahrhunderts aufgeschüttete Wall umsäumte das Schloß dicht anliegend wie ein dicker Kranz. Die Zufahrten zu den beiden Toren im Osten und Norden waren freigelassen oder durch Verschalung von Holz gegen die Erdmassen gesichert. Massiv umbaute Wallpassagen wurden erst 1530 bis 1533 durch den zweiten höheren Wall geschaffen.

Das gegen Lüben gerichtete Nordtor wurde anfangs, wie schon gesagt, durch einen vorspringenden Turm gebildet oder geschützt. Die Wallerde staute sich vor ihm und an seinen Flanken auf. Zur Gewinnung einer unbehinderten Durchfahrt mußte wie bei den Stadttoren ein Zwingerhof errichtet werden, der den anscheinend im Unterbau noch erhaltenen Turm einschloß. Die Front dieses sich jetzt etwa 16 Meter vor den Bering vorschiebenden, rund 10 Meter

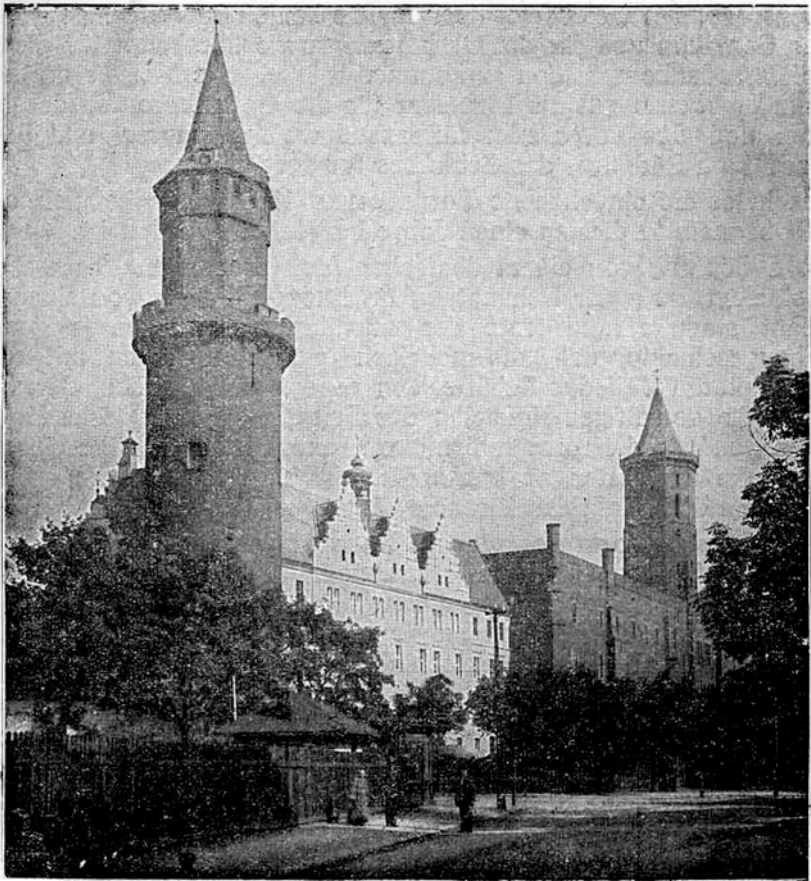


Abb. 21. Südwestansicht des Schlosses in Liegnitz.
Aus „Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsvereins“.

breiten und vielleicht ungedeckten eingeschossigen Walltores erhielt ein Portal, das in seiner einstigen Fassung im 19. Jahrhundert durch die mißverstehende Verschönerungslust eines Baubeamten durch ein aufgesetztes romantisches Sims zu einer Geschichtsfälschung wurde. Ein romantisches Walltor gab es niemals. Den ornamentalen Schmuck des den Halbkreis begleitenden Sandsteinrahmens aus dem 16. Jahrhundert bestreiten eine flotte, akanthusblattumrankte männliche (nicht Löwen-) Maske im Schlußstein der eine Reihung etwas ungenau gezeichneten Blattgebilde, etwa in Form eines Dreiecks flach modelliert und stark verwittert.

An der anderen, am neugeschaffenen Osteingang gelegten Walldurchfahrt — die Passage beim Hedwigsturm wurde damals oder wahrscheinlicher schon im 15. Jahrhundert für immer geschlossen — kam ein zweiter, im Zuge des neuen Hauptwalles eingefügter Zwingerhof hinzu, zwischen beiden Torhäusern lag eine nicht überwölbte Strecke von rund 20 Metern. Für die dekorative Behandlung dieses Portales hatte Friedrich II. eine Künstlerpersönlichkeit herangeholt, die uns von der heimischen Geschichtsschreibung durch den Namen Georg von A m b e r g nahegebracht worden ist. In einem Protokoll der Liegnitzer Steinmetzen und Maurer vom 30. 6. 1532 wird er von den Unterzeichnenden an erster Stelle mit dem Zusatz „Meister an unseres gn. Herrn Bau“ genannt. (Schles. Vorzeit III, S. 155.) Ob er Maurer oder Steinmetz war, ist nicht gesagt, noch viel weniger wird die Eintragung einer Eigenschaft als

Bildhauer gerecht, als welcher er doch für die beiden Porträtreliefs des Herzogs und seiner Gemahlin und für die Ornamente sowie überhaupt für die gesamte plastische Fassadenkomposition aufkommen müßte. Als Meister am Bau Friedrichs kann er ebenso gut als Ingenieur für die Gewölbbauten der Basteien, Kasematten und des Tores oder für irgend welche Maurer- und Steinmetzarbeiten z. B. am Südflügel des Schlosses fungiert haben.

Zudem macht es die eingehauene Tordatierung 1533 wahrscheinlich, daß diese Steinarbeit bequem in diesem einen Jahre hergestellt worden ist.

Daß diese Schöpfung von einem deutschen Meister herrührt, hat schon Hans Lutsch festgelegt, trotz der Behauptung Fr. Lucaes, daß sie von einem Meister aus Brabant stamme, und trotz der Ausführungen Lübkes in dessen Renaissancebaugeschichte, daß „die mehrfach gegürteten Säulen mit dem ausgebauchten unteren Teil der Schäfte, den runden Fußgestellen, der seltsamen Ornamentik, die gewaltigen Konsolen des Frieses, die energische Behandlung der Kapitelle, endlich die rosettenförmigen Ornamente der Attika eine Behandlung zeigen, die am ersten an burgundisch-brabantische Werke erinnert und ihre Analogie in dem Hofe des Bischofspalastes zu Lüttich findet.“

Die hier auftretende Form der vier $\frac{3}{4}$ Kandelabersäulen auf Trommeln über quadratischen Fußplatten finden wir erstmalig in monumentaler Prägung an dem (abgebrochenen) Breslauer Ringhause Zur goldenen Krone, die jetzt in dem Treppenaufgang des dortigen Staatsarchivs und im Kunstgewerbemuseum untergebracht sind. Ein ebenda aufbewahrtes Säulenexemplar vom Liegnitzer Ringhaus Nr. 11 steht naturgemäß den Schloßportalsäulen näher. Die Gestaltung der etwas früheren Breslauer Säulen ist bis auf das Kapitell fast dieselbe, vom architektonischen Schmuck ist bei jenen nur die Kanellierung mit den eingelegten Rundstäben (Pfeifen) verwertet.

Das Liegnitzer Modell ist durch unbeholfen und flach modelliertes Akanthusblattwerk über dem unteren bauchigen und durch Gehänge am oberen Abschnitt bereichert. Die Kompositkapitelle sind drei Jahre später für denselben Besteller Herzog Friedrich II. an zwei Türeinfassungen des Brieger Schlosses in annähernder Form wiederholt worden. Die Zone der fünf Kapitelle — über dem Schlußsteinkonsol ist ein solches wenig motiviert aufgefügt — ist gleichfalls friesartig kanelliert. An den Pilastern darüber, am Architrav und an den Zwickeln der Toröffnungen sproßt Blatt- und Rankenwerk und tummeln sich Delphine.

Aus der gesamten architektonisch-bildhauerischen Leistung der Torfassade ist die Modellierung der beiden Rundbildnisse als Arbeit eines Medailleurs auszusondern. Gegen die Zuschreibung der Plastik an den Breslauer Bildhauer Andreas Walther I., die ich früher vertrat, spricht die von seinem Stil abweichende flache Formung aller überziehenden aufgelegten ornamentalen Gebilde. Durch diese Besonderheit wird die bildhauerische Leistung stilistisch zu einer vereinzelt in Schlesien, so daß schließlich doch noch der genannte Georg von Amberg aus Bayern zum Recht kommen könnte, zumal er anscheinend auch in Sachsen verfolger ist. Den Zusammenhang der Schule mit den Bildhauern Andreas Walther und K. J., deren kräftigste Vertreter diese sind, bleibt trotzdem bestehen. Man könnte auch an den Liegnitzer Valentin Hofmann denken, dessen Richtung gleichfalls derselben auch auf ihn einwirkenden Quelle entstammt.

Der vor den Öffnungsrändern sichtbare tiefe eingelassene rechteckige Pfalz war für die Aufnahme der aufgezogenen Brücke bestimmt. Der Wallgraben war natürlich um ein mehrfaches breiter als die Höhe des Pfalzes, aufgerichtet wurde am Durchfahrtstor nur die etwa 4,5 Meter lange Klappe der im übrigen

Teil festen Holzbrücke, am Fußgängerportal ein entsprechend kürzeres Brückenstück.

Der Schloßzugang durch die Schlupfpforte ist in gewissem Sinne ein scheinbarer, denn in ihre Achse war das Wachtzimmer eingebaut mit Beobachtungsfenster nach der Durchfahrt, die einen Teil ihrer Belichtung von der Portalrückseite her erhielt.

Von den am Portal sichtbaren Steinmetzzeichen hat E. Wernicke in Schlesiens Vorzeit, Bd. 3 (1881), S. 155, fünf Stück veröffentlicht. Das erste dort abgebildete ist das des Steinmetzen Jakob Schyrmer. Die außerdem dort und am östlichen Portal vorhandenen würde ich hinzufügen, wenn diese Zeichen nicht bloß Signierungen der beschäftigten Werkgesellen wären und mit dem entwerfenden Künstler etwas zu tun hätten.

Die Bautätigkeit Herzog Friedrichs II. hat nach dem Stillstand der Türkengefahrjahre neuen Anlauf genommen, wie es bei einem so trefflichen Fürsten nicht anders zu erwarten ist. Ihre Verfolgung ist schwierig, es fehlen die im 17. und z. T. erst im 19. Jahrhundert beseitigten Zeugen. Lucae erwähnt eine „steinerne Galerie unten im Hofe“ am Südflügel, also einen massiven Laubengang an dessen Nordseite, der wohl von vornherein nur eingeschossig geplant war. Beachtet man, daß dieser Südflügel die Haupträume im Erd- und ersten Obergeschoß hatte, so genügte diese Arkadur, deren Wölbungsrücken den Verbindungsgang für die Türen des großen Saales trug und einen lang gestreckten Austritt für die Gäste darstellte. Wenn diese „steinerne Galerie“ erst im 16. Jahrhundert geschaffen wurde, dann ist die Mitwirkung des Architekten Franz Parr, der seit spätestens 1546 in Haynau wohnte, nicht ausgeschlossen. *Lucae*

Jüngere Dekorteile wie jonisierende Pilaster und verkröpfte Architravrahmungen ebensolcher Faszien an zwei Fenstern der Obergeschosse des östlichsten Südflügels deuten auf ergänzende Außenausstattung noch im 4. Jahrzehnt. Eine im 19. Jahrhundert vorgenommene Versetzung dieser Fenster von der zerstörten Südfront des Palas ist möglich. An den Fenstern ist vielleicht schon im 17. Jahrhundert geändert, an der Höhe ihrer Öffnungen zugelegt worden. Die sämtlichen Sandsteinrahmungen der Nordfenster des sogen. Palas mit ihren Teilungen durch quadratische und rautenförmige Spiegel und Rosetten und der beschlagwerkartigen Bemusterung der Architrave entstammt sogar erst dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Daß die ungleichartigen Gebäude an der Nordostecke den Wohnansprüchen des 17. Jahrhunderts nicht mehr genügten, beweist die Tatsache ihres Umbez. bzw. Neubaues. Herzog Georg Rudolf, der 1602 bis 53 regierte und als Kunstfreund gerühmt wird, sowie sein Sohn Ludwig IV. sind die Bauherren, letzterer durch sein und seiner Gemahlin Anna Sophie von Mecklenburg Wappen mit Inschrifttafel und Datum 1658 am nördlichen Hauptportal für diesen spätesten Abschnitt dokumentiert. Die Entstehung des Ostflügels setzt Lucae nach 1618, eine willkürliche Festlegung, die eher den Baubeginn bezeichnet; denn der die Durchfahrt rahmende Bogen trägt die Jahreszahl 1624. Es handelt sich also um eine in Abschnitten fortschreitende Erstellung der Nordostecke.

Die Nordostecke des Schloßhofes ist Ergebnis der wohl schon im 15. Jahrhundert erreichten Endplanung. Denn nach meiner eingangs aufgestellten Behauptung verlief die Hofgrenze ursprünglich hier als südostwärts gerichtete Schräge vom Lübener Tor zum Petersturm. Der Ostflügel schob sich nordwärts über den Graben der Burg vor, der Nordflügel folgte ihm entsprechend. Die nun im rechten Winkel zusammenstoßenden Gebäudetrakte haben durch die Brände von 1711 und 1835 ihren äußeren und inneren Glanz eingebüßt. Lucae rühmt besonders die Außen (Stadt-)seite des Ostflügels: „Vornehmlich präsentiert sich das vordere Teil gegen Morgen, als die rechte Fronte, sehr

prächtig mit den schönen gespitzten Giebeln, verguldeten Knöpfen, kupfernen, verguldeten Drachenköpfen und steineren Statuen . . .“ Davon läßt F. B. W e r n e r s Zeichnung in seiner Topographia Silesiae IV S. 263 mit unrichtiger Torwiedergabe (Schlupfpforte als besonderes Portal) in den beiden dargestellten, plastisch nur in der Nordfront durch das fünfachsige Mittelrisalit gegliederten Wandfluchten mit je drei Zwerggiebeln kaum die Hälfte ahnen. Wo hier Stutuen gestanden oder Platz gefunden haben sollen, ist nicht recht ersichtlich. Wenn auch die beiden Außenfronten, wie beim Südflügel, als vernachlässigte Nebenerscheinungen behandelt — ein größer angelegtes Nordportal ist unfertig geblieben — und der architektonische Ausdruck in der Hauptsache in die Hoffassaden gelegt wurde, so beweisen auch hier die erhaltenen, durch Quadern unterbrochenen Ohrenfensterrahmen und nüchternen Portalbildungen, daß der Baumeister ein trockener Geselle war.

Die Architektenfrage harrt noch der restlosen Aufklärung. Wir haben aus dem Liegnitzer Stadtarchiv A 334 Bl. 120 und Breslauer Stadtarchiv P. 45 a einen für die Spanne 1637 bis über 1649 nachweisbaren fürstlichen Wachtmeister-Leutnant und Baumeister Joachim W o l f (W o l f g a n g) zur Verfügung, ohne überzeugt zu sein, daß dieser außer militärischen Befestigungsarbeiten auch die Entwurfsanfertigung für den Schloßneubau seiner Zeit anvertraut erhielt. Namen italienischer Maurer für den ersten Abschnitt sind nicht überliefert, Mitwirkung eines solchen ist wahrscheinlich, für den letzten bietet sich in Carolo R o s s i aus Como eine Persönlichkeit, die wir in zeitlich unmittelbarem Zusammenhang 1659 als Architekten des neuen Schloßflügels in Ohlau kennen gelernt haben.

Die Kenntnis der Anordnung der Räume der beiden Spätrenaissanceflügel ist infolge des Brandes und des radikalen Umbaues für die Geschäftszwecke der Regierung verloren gegangen. Korridore, wie man sie bei der fortgeschrittenen Bauzeit erwarten dürfte, waren nicht oder nur in einem Teil des Nordflügels eingeordnet. Im ersten (?) Obergeschoß des Nordflügels, in den Ostflügel mit zwei Achsen eingreifend, befand sich die große grüne Tafelstube. Fr. Lucae hilft uns aus, wenn er S. 1212 erzählt: „Von unten des Hofes gehen die breiten Treppen [des Ostflügels] in die Vorsele und bahnen den Weg ferner in die Gemächer. Eben in diesem Stockwerk befinden sich die rechten Fürstlichen Zimmer, allerseits sehr helle, räumlich, hoch, und von bequemer Disposition. In dem untersten Teil des Stockwerks gegen Mitternacht nimmt die Kantzeley mit ihren Warte-, Audienz- und Archiven-Kammern den größten Platz ein; vor der Audienzstube steigt man auf einer breiten steinern Treppen . . . in die obern Säle, sonderlich in den großen mit allerhand lustigen Gemälden an den Wänden und mit künstlichem Schnitzwerck an der Decke belegten Speise-Saal.“

Uhrturm und Wirtschaftshof.

Der Vereinheitlichung der Hoffronten zuliebe erhielt auch der Südflügel ein Mansarddach. Den Abschluß des schon ins Barock reichenden Verschönerungsvorganges gab die Herzogin Luise, die Erbauerin des Ohlauer Schloßflügels und der Liegnitzer Gruft.

Herrschafts- und Wirtschaftshof waren durch eine Wand getrennt, die seit dem 14. oder 15. Jahrhundert in veränderter Linienführung durch eine fast senkrecht zum Südflügel stehende Mauer mit später erneuertem Wehrgang ersetzt worden war. Lucae behauptet, daß auf ihr „vor alters eine Galerie gestanden“, womit er entweder nur den gedeckten Wehrgang oder eine Renaissancearkadur wie etwa auf der Nordseite des Brieger Schlosses meint. Die Mitte der Mauer durchbrach ein nach dem zweiten Hof vorspringender

Flankierungsturm. Nach Lucae ließ die Fürstin „1674 den alten abgebrochenen Turm an dieser Mauer vom neuen aufführen und mit einer zweimal durchsichtigen, grün-kupfernen Dachspitze, mit einem zwiefachen Uhrwerk und bequemen Galerie zieren, darauf die Trompeter und Pauker stehende gewöhnlich zur Tafel blasen mußten.“ Zwei Portale in ähnlicher Zeichnung wie diejenigen des Nordflügels vermitteln den Zugang zum Wirtschaftshof. Als Architekt dieses nach dem Schloßbrand verstümmelten und 1867 mit dem Verbindungsgang neu errichteten Uhrturme kommt einer der Rossi in Frage.

Die Erweiterung des Wirtschaftshofes zu dem heutigen Umfang ist auf Val. von Saebisch' Grundriß von 1625 natürlich schon vorhanden. Sie erfolgte auf aufgeschüttetem Gelände unter dem Druck einer ertragreicheren Feldwirtschaft, der wachsenden Zahl der Berittenen und Bedienten und der damit verbundenen Unterbringungs- und Verpflegungsnotwendigkeit. Fr. Lucae zählt als Bestandteile des zweiten Hofes „des Burggrafen Haus, die Kuchen- und Backhäuser, die Vorratsgewölbe, den Marstall, die Futterböden und Rüstkammern“ auf. Der Begriff des Hedwigshauses (Frauenhauses), dessen Standort neuerdings in diesem Hofe gesucht wird, fehlt seiner Darstellung. Herzog Ludwig II. erwähnt es 1416 als rissiges und ausbesserungsbedürftiges Objekt und verrät dadurch, daß es ein niedriges Fachwerkgebäude war, wie wir es bei dem gesamten Wohn- und Wirtschaftshäuserbestand der romanischen Burg voraussetzen. Als ehemaliger Standort bietet sich nach üblicher Verteilung der Burgräume, nur die Nordwestseite des Herrschaftshofes, d. h. die Gegend, in der das Frauenhaus der Kapelle benachbart und dem Herrenhaus gegenüber gestellt war und später als „Rosengemach“ zum westlichen Abschnitt des Nordflügels wurde.

Die einstige Lage der ersten, dem hl. Laurentius geweihten Kapelle ist nicht bekannt, doch gewiß in der Nähe des Lübener Tores zu suchen. Die durch Abbruch im Jahre 1621 zerstörte Hedwigskapelle ist, nach ihrer Einordnung in den korrigierten Schloßhofgrundriß zu urteilen, schon zweiter Bau. Diejenige der von Herzog Ludwig IV. 1656 eingerichteten Kapelle ist durch ihre Außerdienststellung nach dem Brande von 1711 verwischt. Fr. Lucae läßt durchblicken, daß sie 1689 zum Nordflügel gehörte bezw. in der Nähe von dessen Westende lag. „An dieser [Nord] Seite stehet auch die Fürstliche von Herzog Ludwig Anno 1656 neu erbaute Schloßkirche samt dem zierlichen, mit einem grünkupfernen Dach durchsichtigen Glockenturm; worin der Eingang aus dem Schloß-Hof auf einer ansehnlichen Steinkern, mit eisernen kleinen Trallien besetzten Treppen genommen wird . . .“

Die Treppenanlage ließe auf Unterbringung des Kapellenraumes im ersten Stock schließen, gerechtfertigt wäre aber auch die Annahme ihrer Lage im Erdgeschoß, da bei dem westwärts gerichteten Terrainabfall sowieso ein Treppenaufgang von sechs bis acht Stufen vorhanden war. Nach mündlicher Überlieferung gilt einer der beiden an das Lübener Tor grenzenden gewölbten Erdgeschoßräume als Kapelle, eine Bezeichnung, die trotz der Absage von Lutsch zu beachten sein wird.

Eine Mitteilung der kaiserlichen Apprehensionskommission vom 28. 3. 1678 nach Wien (Rep. 20. I. 490 h) über die Eignung der Kapelle für den einzurichtenden katholischen Gottesdienst gibt uns Aufschluß über den Standort der gotischen „dem Bericht nach sehr festen Burgkapelle, insgemein S. Hedwiges Kirchel genannt, so mitten des Schloßplatzes, da itzo ein neuer Turm aufgebaut . . .“ Der Kommissar erläutert des weiteren die Umbenennung der Kapelle, „weilen diese Heilige dero Andacht täglich darin pflegen zu verrichten und dero sogenanntes Rosengemach, welches als dero Wohnung ihr beygemessen wird, nahe angelegen gewesen.“

Das endgültige Ergebnis bezüglich des Standortes kann nur durch Ergrabung der Grundmauern gewonnen werden. Zu suchen ist der zweite, vielleicht mit dem ersten identische Bau in unmittelbarer Nähe des Uhrturms. Wenn dieser, d. h. der alte Wehrturm, ihr Glockenturm war, dann lag sie ihm östlich vorgelagert, da wo ich sie in meine Burggrundrißrekonstruktion eingezeichnet habe. Ostwärts angelehnt an das Lübener Tor, in einer oder in beiden westlichsten Achsen des Nordflügels, die durch stärkere Wände an der Hofseite und durch ältere Gewölbe auffallen, mußte die spätere Kapelle gelegen haben. Die von dem kaiserlichen Kommissar erwähnte Nachbarschaft des Rosengemaches verbürgt eine gewisse Zuverlässigkeit dieser Fixierung. Das Rosengemach selbst suchen wir über der Kapelle, in diesem älteren Schloßteil, der nach Abbruch des romanischen Hedwigshauses wohl noch im 15. Jahrhundert als Ersatzbau entstand und zum Andenken an die Heilige die Ausstattung als „Rosengemach“ erhielt. Dieser so geheiligte Flügelabschnitt wurde bei der Errichtung des Nordtraktes pietätvoll geschont und in die Planung einbezogen.

Landkreis Liegnitz.

Der wirtschaftlich gehobene Charakter des Fürstentums und seiner Hauptstadt brachte die Entwicklung eines starken und begüterten Rittertums mit sich. Die Sitze der zahlreichen Vertreter des Landadels boten in ihrer stets wehrhaften Haltung den zähen Willen zur Verteidigung ihrer Lebensrechte und zum Schutze ihrer zugehörenden Güter und deren Bewohner. Freilich war die bis zur neuzeitlichen Festungsgröße gesteigerte Befestigung der bevorzugten Residenzstadt der Herzöge Grund für eine Vernachlässigung des fortschreitenden Ausbaus von wehrhaften Schloßanlagen im engeren Umkreise von Liegnitz. Auch die Bürger der zum Landkreise gehörenden Stadt Parchwitz verließen sich in der Epoche des Übergangs zu umfangreicheren Um- und Neubauten ihres Schutz- und Trutzsystems, die im 16. Jahrhundert und in den folgenden notwendig wurden, bis zu einem gewissen Grade auf den Schutz, den die machtvolle Festung 15 km oberhalb an derselben abwehrenden Katzbach verhielt.

Der Mangel an einer stärkeren Gliederung in der Vertikalen im größeren Teil des Kreises hat sich in dem Ausbleiben der ritterlichen Höhenburg ausgewirkt. Dieser Entwicklung gegenüber hatte der Wehrkirchhof stets den Vorzug der wenn auch begrenzten und bescheidenen Höhenlage der Gräberstätte des Dorfes. Das Vorhandensein von Findlingen oder ortsnahen Steinbrüchen und die zeitige Aufnahme des Ziegelbrandes begünstigten die Entwicklung des Wehrkirchhofes, der Burg der Bauern, wie wir sie schon in gewisser fortschrittlicher Bewehrung im Nachbarkreis Neumarkt kennen lernten. Das Beispiel der Schloß- und Stadtbefestigung wirkte auf dem Lande nachhaltig ein. Daß die mangelnde Pflege der Friedhofmauern durch die Dorfbewohner in den letzten zwei Jahrhunderten die Zahl der Bauernburgen auf einen unbedeutenden Rest vermindert hat, ist eine in Berücksichtigung zu nehmende Erscheinung in der Geschichte des ländlichen Wehrbaus.

Stadt Parchwitz.

Auch an der Katzbach, doch nur noch vier Kilometer von deren Mündung in die Oder entfernt gelegen, sieht die Stadt wie die drei auf derselben Linie erwachsenen Konkurrentinnen auf eine spätestens im Jahre 1955 siebenhundertjährige Vergangenheit zurück. Die Aussetzung der Neugründung zu deutschem Recht ist bekannt, ebenso der Name „(Zum) Laef oder Les“, den sie zunächst führte. Die Bezeichnung Parchwitz, welche die zugehörige Burg stets und die

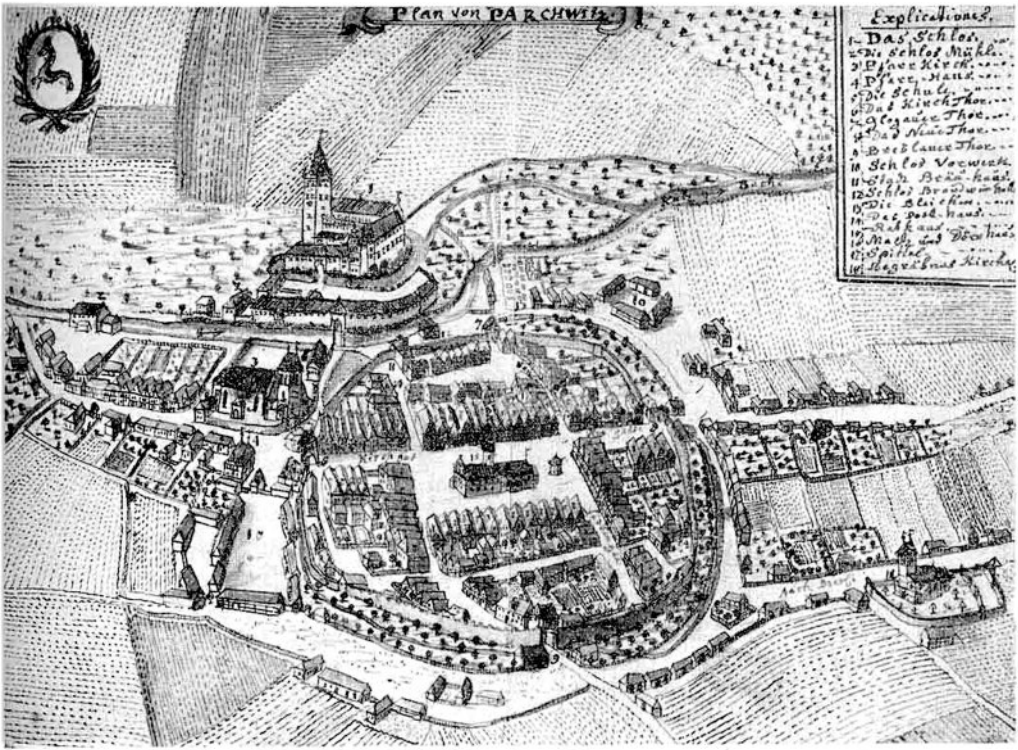


Abb. 22. Ansicht der Stadt Parchwitz um 1750. Zeichnung von F. B. Werner.

erste noch nicht städtische Ansiedlung schon 1217 führte, setzte sich bis 1333 durch. Inzwischen, 1293, hatte die deutsche Stadt auch das Magdeburger Recht erhalten.

Die Geschichte der Stadt ist vorläufig nur in kleineren Abhandlungen dargestellt worden, so auch 1927 im „Heimatsbuch der beiden Liegnitzer Kreise“. Eine umfassende Ortsgeschichte bereitet Kantor Artur Gollmer in Parchwitz vor.

Die Baugeschichte des Schlosses ist seit Hans Lutsch' Inventarisationsbeitrag von 1890 nicht mehr zur Erörterung gelangt. Die Unterlagen für meine Planungsdarstellung in Form des leider ohne Grundstücksgrenzen vorhandenen neuzeitlichen Stadtgrundrisses lieferte Bürgermeister Walter Stein. Bei den Untersuchungen von Schloß und Stadtbefestigung half mit weitgehendem Verständnis rührig und ortsgeschichtlich hochinteressiert Kantor Artur Gollmer. Für einen Teil des Schloßgrundrisses lag eine Aufnahme von Schülern der Breslauer Staatsbüchschule vor, deren Benutzung mir Baurat Dr. Ing. Fleischmann bereitwillig gestattete.

Der Altstadtgrundriß.

Das Ergebnis der kurz vor 1255 vorgenommenen Neuplanung ist eine als kreisförmige oder, kaum als schon in ursprünglicher Fassung quadratische Besiedlungsfläche anzusprechen, deren langgestreckter Marktplatz in Ostwestlagerung die Mitte einnimmt. Die Hauptachse mit den Straßen nach Glogau und Breslau führt an der Ostseite des Marktplatzes entlang, als zweite Achse fungiert die Ausfallstraße nach Liegnitz an dessen Nordseite.

Die Absteckung der Stadt auf bisher unbebautem Gelände und dem Vorfeld der Burg folgte dem nach Möglichkeit stets beachteten Grundsatz der Einordnung der neuen Anlage in die unmittelbare Nachbarschaft der Burg und in den Bereich der Beaufsichtigung und Beschützung durch die Burgherren. Es ergab sich eine ähnliche Situation wie in Liegnitz, nur daß die das Wasser für den

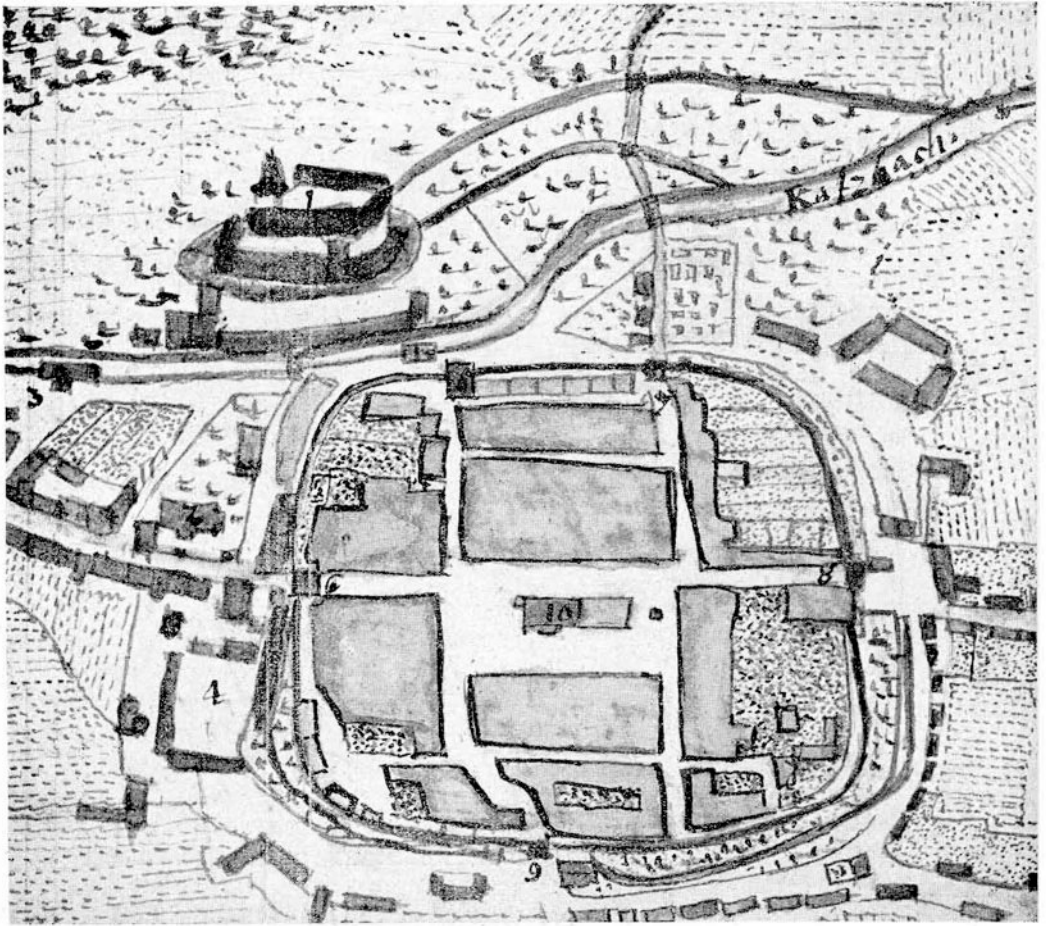


Abb. 23. Grundriß von Parchwitz aus der Mitte des 18. Jhdts. von F. B. Werner.
Links oben das Schloß, unter Nr. 2 die Pfarrkirche.

Befestigungsgraben liefernde Katzbach nicht zur Durchquerung des Stadtgebiets gelangte, weil hier in Parchwitz eine erhebliche Vergrößerung des Stadtkernes ausblieb.

Die Einteilung in etwa 6 Wohnblöcke weist manche Unregelmäßigkeit auf. Der für die Bestattung und Religionsausübung vorgesehene Block ist eigentümlicherweise verschwunden, da die gewöhnlich in der Nähe einer Marktplatzecke erstellte Kirche nach ihrer Zerstörung durch die Hussiten restlos beseitigt worden und dafür ein außerhalb der Stadtperipherie erbautes Gotteshaus eingetreten ist. Der angeblich einst als Kirchhof dienende Block, auf dem heute das Amtsgericht steht, besitzt, zum mindesten jetzt, eine zu geringe Ausdehnung für die Gräber und die Kirche, so daß unter Umständen der im Jahre der Zerstörung, 1428, bereits fühlbare Stadtraummangel der Anlaß zu dessen Preisgabe und zur Verlegung der Pfarrkirche in die Nachbarschaft der Burg gewesen ist.

Daß die Brandgasse eine jeder Planungsdisziplin zuwiderlaufende Schrägrichtung einschlägt, konnte auf ein späteres Stadtzerstörungsereignis wie nach der Einnahme durch die Hussiten oder 1642 durch die Schweden zurückgeführt werden. Wir werden indessen der geschichtlichen Wahrheit näher kommen, wenn wir im Süden eine Stadterweiterung zugrunde legen, die aus der schräg gegen das erste Südtor gerichteten Brandgasse als Mauer- oder Rundenstraße

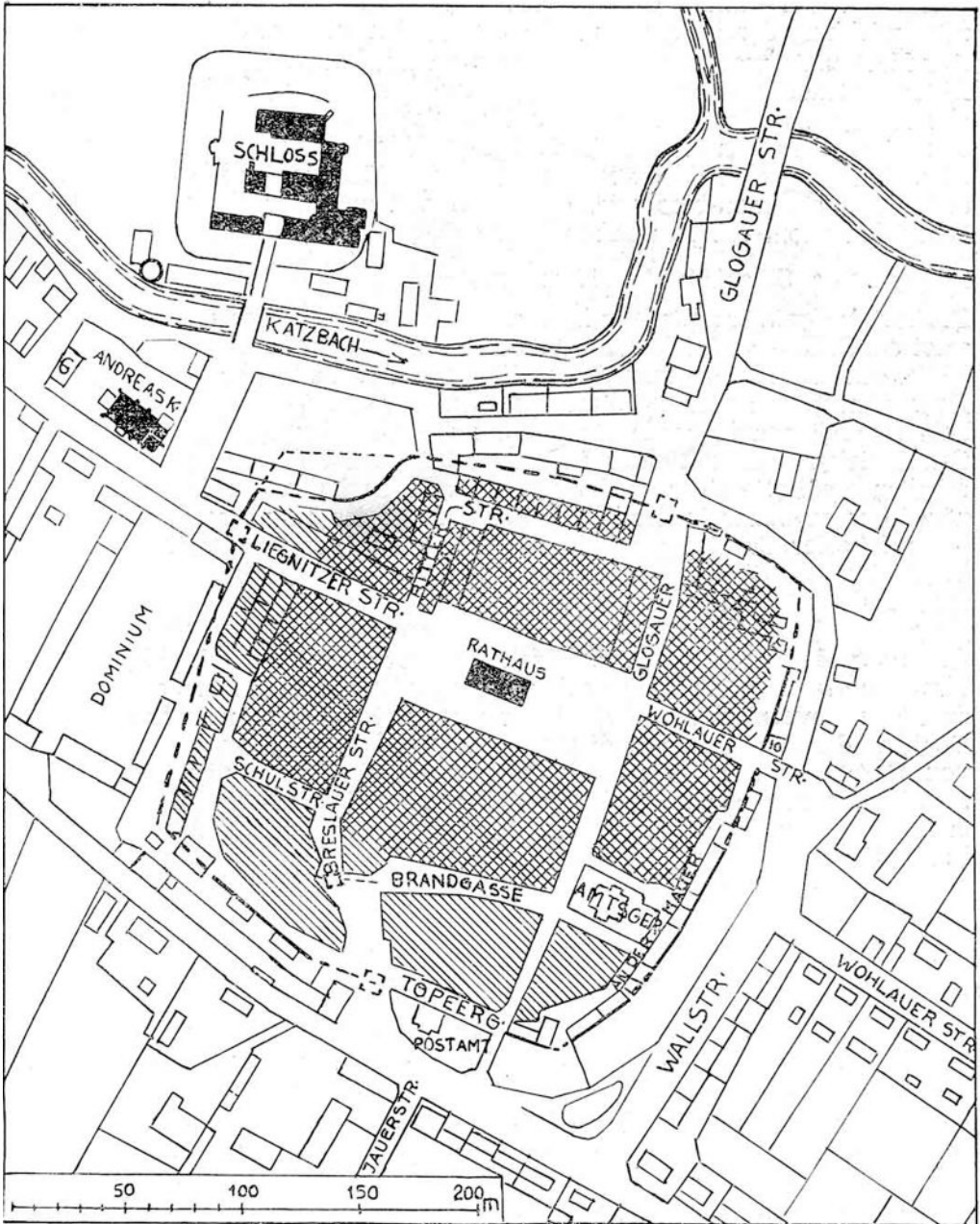


Abb. 24. Grundrißentwicklung der Stadt Parchwitz.

eine dann in das Innere des Stadtraumes verschobene Gasse gemacht hat. Kirche und Friedhof lagen demnach ursprünglich in der Ecke des ersten Stadtumfanges.

Die mittelalterliche Planungsgesetzmäßigkeit verlangt eine möglichst allseitig durchgeführte Symmetrie. Daher werden wir auch im Westen eine kleine Verschiebung der Stadtperipherie bewilligen müssen, welche die anfängliche Tiefe des Mittelblockes gemäß derjenigen des Blockes auf der Ostseite auf r. 50 m

verringert. Der Umfang der ersten Stadtanlage ist in der abgebildeten Grundrißentwicklung durch doppelte Schraffierung herausgehoben.

Der Marktplatz war ursprünglich etwas weniger breit. Die Front des an der Ritterstraßenecke vorspringenden Ringhauses mit dem Ratskeller verrät die alte Nordgrenze des Marktplatzes. Ihre Verschiebung ist auf die Kassierung einer Laubenreihe mit der Absicht einer Marktplatzerweiterung zurückzuführen. Das Rathaus, das von der Nord- und Südseite des Platzes gleich weit entfernt liegt, kann also seinen Standort erst nach der Verlegung der nördlichen Platzfront erhalten haben.

Die erste Stadtbefestigung.

Die für das primäre Stadtstadium anzunehmende Rundform der Grundfläche setzt die Sicherung durch einen Wall mit ergänzender Pallisadenbrustwehr und begleitendem Graben voraus. Der Standort des Walles ergibt sich aus der Begrenzung des ersten Stadtraumes. Auf der Westseite ist die kurze, nach dem Dominium abbiegende Gasse Rest der alten Rundenstraße, die in den Grundstücksgrenzen nach der Liegnitzer Straße hin ihre einstige Fortsetzung erhalten muß. Das Tor an der Ausfallstraße nach Breslau lag entsprechend nördlicher, ungefähr in deren Schnittpunkt mit der Brandgasse. Der schräge Verlauf beider Straßen wird durch die Stellung des ersten Breslauer Tores begründet.

Die Stadtmauer.

Reste der Massivbefestigung sind seit dem vor reichlich hundert Jahren intensiver einsetzenden Abbruch noch vorhanden, sie sind in meiner Grundrißentwicklung vermerkt. Die Ergänzung ist in strichpunktierter Linie gegeben. Der Bau der Stadtmauer wird für die beiden Jahrzehnte nach der Zerstörung von Parchwitz durch die Hussiten vermeldet. Diese Zeitangabe setzt die Massivstellung in eine verhältnismäßig späte Epoche, ein oder anderthalb Jahrhunderte nach den für die Nachbarstädte geltenden Datierungen. Ob diese Zeitbestimmung richtig ist, läßt sich aus dem Charakter des Mauerwerkes, das in der Hauptsache aus Findlingen und aus wenig eingestreuten Bruchsteinen besteht, nicht bestimmen, zumal eine Formgebung durch Wehrgang oder Tore und Türme vollständig fehlt. Die jetzige Höhe der Mauer beschränkt sich entweder nur auf den Sockel wie zum Beispiel westlich des Postamtes, oder auf Abschnitte von 2 bis 4 m in der Vertikalen.

Auf der Westseite der Stadt ist die Führungslinie der Mauer nicht mit Sicherheit zu bestimmen, der Standort des Liegnitzer Torturmes ist aber durch ein nördlich anfallendes erhaltenes Stück bekannt. An der Nordwestecke steht ein längeres Stück, dessen Stärke aber von der auf 1,20 m bestimmbar um 30 bis 40 cm abweicht, in der Führung einer flachen S-Linie. Das ist ein Kuriosum und befestigungstechnisch nicht statthaft. Die anzunehmende, außerhalb im stumpfen Winkel führende Linie habe ich strichpunktiert angedeutet. Westlich des Glogauer Tores macht ihr vollständiges Fehlen die Situation unklar, doch wird die Stellung des Glogauer Torturmes durch ein kurzes erhaltenes Stück östlich davon in der Nordwand des Atelierhauses des Fotografen Grunwald fixiert. Für die Fortsetzung auf der Ostseite ist ein erhaltenes Stück im Grundstück Wohlauer Straße Nr. 10 maßgebend. Südwärts steht ein erheblich längerer Abschnitt an der Rückseite der Häuser An der Mauer, der seine Schwenkung westwärts zum Grundstück des Postamtes macht, wo dessen nördliche Grenze den ehemaligen Zug des Beringes ansagt.

Die Mauerstärke mit 1,20 m hat sich ermitteln lassen. Die Höhe dürfen wir nach dem Muster der anderen schlesischen Stadtmauern mit 6 m gelten lassen.



Abb. 25. Nordansicht des Parchwitzer Schlosses um 1750 von F. B. Werner.
Links die städtische Pfarrkirche.

wozu die 2 m der nach Ausweis der alten Stadtansichten gezinnten Brustwehr zu rechnen sind. Die Art der notwendigen Verbreiterung für den Wehrgang bleibt unbekannt. Über Größe und Form der Zinnen werden wir von anderen Städten wie Breslau und Namslau und Ohlau her orientiert.

Von den **Toren**, den drei anfänglichen sowohl wie dem erst 1569 genannten Wohlauer oder Neuen Tor, ist seit der Mauerzerstörung kein Stein mehr zu sehen. F. B. Werner hat die Tortürme als einfache zweigeschossige Quader mit Durchfahrt und Satteldach übermittelt. Das neuere Osttor an der Ausfallstraße nach Wohlau besitzt bereits die einfachere Gestaltung des moderneren niedrigen Walltores.

Mauertürme scheint der Bering nicht gehabt zu haben. Weder finden sich Ansätze dazu an der Stadtmauer noch verraten F. B. Werners Aufnahmen Spuren davon.

Die Bewässerung des stets wohl nur einfachen **Grabens** erfolgte durch die Katzbach, deren mitunter reißende Strömung der Mauer hart zugesetzt haben mag.

Das Schloß in Parchwitz.

Die Tatsache, daß das Schloß in allerdings kürzesten Perioden Residenz der Liegnitzer Herzöge 1567 und 1630 und Witwensitz der Herzogin Anna Sophie seit 1669 war, begründet schon ein gewisses Anrecht auf dessen stärkere Beachtung. Die Vergrößerung und Modernisierung der zum Teil aus dem Mittelalter stammenden Raumkörpergruppe vor und nach der Mitte des 16. Jahrhunderts hat ihm das Gepräge eines der in Schlesien stattlichsten und kunstgeschichtlich interessantesten und wichtigsten Renaissancebauten verliehen, dessen harmonische und reiche Schönheit durch Vernachlässigung und neuere Eingriffe erheblich gelitten hat.

Der Charakter der ursprünglichen, mit ihren Anfängen wie das Liegnitzer Schloß in vorgeschichtliche Zeit weit zurückreichenden Wasserburg haftet der in einem fortgeschrittenen spätmittelalterlichen Stadium von zwei Gräben um-

ringten Anlage noch heute an, obwohl nach neueren Flußregelungen und Grabenverschüttungen der Lauf der Katzbach als schirmendes Element deren Gelände nur noch tangential auf der Südseite berührt.

Der Name der Burg, nach der seit mindestens 1217 angesessenen und 1323 beurkundeten Besitzerfamilie der Parchwitz, ging als festgewordener Begriff auch auf die Stadt im 14. Jahrhundert endgültig über. Der frühgeschichtliche Baubeginn mag noch einen Rest in den aus Findlingen erstellten Umfassungsmauern des Nordflügels, insbesondere der durch stärkere Wände auffallenden Mittel- nebst Ostpartie hinterlassen haben, den Hans Lutsch, der bis zu einem gewissen Grade einzige sachverständige Darsteller von Form und Schmuck, abwegig als jünger wie den Turm ansieht. Es kann aber nur umgekehrt das Bruchstein- und Findlingsmauerwerk des Nordtraktes älter als der Ziegelbau sein. Die Erweiterung des Nordflügels bis zu seiner heutigen Ausdehnung ohne Treppenhauszone gehört noch in das 13. Jahrhundert.

Aus der Verbindung dieser beiden älteren, die Grenzen des ursprünglichen Burghofes im Süden und Norden markierenden Bestandteile mit eingeschalteten Fachwerkhäuschen tätigt das Bild der Burg des 13. und 14. Jahrhunderts. West- und Ostseite waren vom Bering begrenzt. Der Ziegelturm von 8:7,5 m Grundfläche und 2,15 m starken Wänden stand in der Südwestecke, mit den Außenseiten in die Fluchten der Burgmauer eingebunden, nicht zu Flankierungszwecken nach außen vorgeschoben. Sein Ziegelformat 27:12,5:9 cm rechthertigt die Verweisung seiner Erstellung nach Anfang oder Mitte des 14. Jahrhunderts. Seine anfängliche Höhe betrug etwa 17 m.

Die unregelmäßig rechteckige, zum Trapez neigende Grundflächenform des Nordflügels ist aus der Anpassung an den vorher elliptischen Grundriß des engeren Burggeländes in der Zeit der Wallbefestigung zu erklären. Die im Kellergeschoß eingezogenen Halbtonnengewölbe gehören erst dem 16. Jahrhundert an. Der Altbau besaß ursprünglich nur Balkendecken. Die großen, durch Ziegelsteine eingefassten Fensteröffnungen des Hauses sind ebenfalls Errungenschaft der Renaissancezeit.

In der abgebildeten Grundrißentwicklung ist der Umfang der ursprünglichen massiven Burg des 14. und 15. Jahrhunderts durch die schwarz angelegte Hervorhebung der Umgrenzung, die Linienführung der Ringmauer, gekennzeichnet. Im Osten und Westen fehlt ein Teil des nicht mehr vorhandenen Beringes, er ist dort mit einer Wandstärke von 1,65 m durch strichpunktierte Linien zum Ausdruck gebracht. Der Flächeninhalt der massiven Burganlage war also auf 15:20 Meter beschränkt. Die Unterbringung des Wirtschaftshofes auf der von der Katzbach umströmten Flußinsel scheidet kaum an der Raumfrage, wenn der innere Wallgraben nicht etwa ursprünglich das Flußbett war.

Der Eingang lag auf der Südseite neben dem Turm, dem also im besonderen die Aufgabe des Torschutzes zufiel. Die Kenntnis der ersten Torform ist infolge des Umbaus im 16. Jahrhundert verloren gegangen. Die Aufstockung des Turmes bis zu seiner jetzigen Höhe von 33 m entsprang der Verpflichtung des 15. Jahrhunderts. Die heut sichtbaren gerundeten Zinnen und die pyramidale Spitze sind neuesten Ursprunges. Die mittelalterliche Wehrplatte hatte Rechteckzinnen und wahrscheinlich ein Zelt- oder Schneidendach. Erst die Umformung des Turmabschlusses im 16. Jahrhundert, wie sie noch F. B. Werners Bildchen zeigt, schuf vier Zwerggiebel unter Preisgabe der Zinnen und die achtseitige Pyramide.

Wenn die übliche Verstärkung des Ringmauerfußes durch einen vorgelegten Wall etwa in der Mitte des 15. Jahrhunderts durchgeführt wurde, was sich

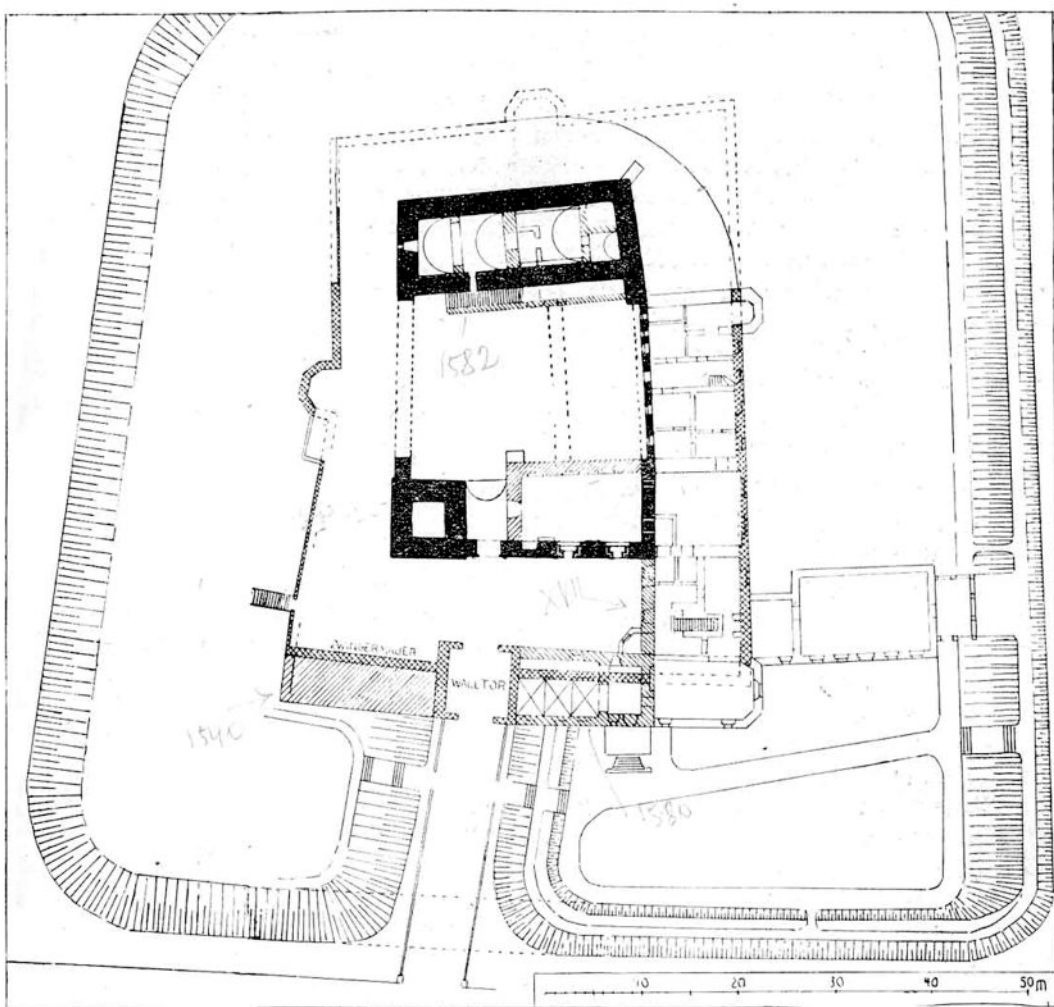


Abb. 26. Grundriß des Parchwitzer Schlosses in Erdgeschoßhöhe.

jetzt nicht mehr erweisen läßt, dann müßte auch die Einfahrt ein vorgelegtes Torhaus bekommen haben, dessen Spuren ebenfalls untergegangen sind.

Doch hat sich aus jener Zeit ein Rest der spätestmittelalterlichen Befestigung auf der Westseite des Burggeländes erhalten: ein Stück eines den inneren Wallgrabenrand umsäumenden, modern niedrigen Beringes mit basteimäßig vorspringendem Flankierungswerk in halber Achteckform. Der lichte Durchmesser beträgt $4\frac{1}{2}$ m, die Wandstärke hier und an der Ringmauer 1,05 m. Das Ziegelformat von 28:12,5:9 cm trägt zur Datierung bei. Die Fortsetzung dieses zweiten Beringes, den wir auch als **Zwingermauer** bezeichnen können, nach den anderen drei Seiten hin ist noch unbekannt, wenn wir auch die inneren Grabenränder davon umsäumt annehmen dürfen. Gelegentliche Grabungsfunde werden die Gesamtform und den Umfang der Zwingermauer zu Tage fördern, deren Durchsetzung mit schätzungsweise vier solcher Basteien behauptet werden kann. Übrigens taucht die Zwingermauer nochmals auf der Südseite innerhalb des Dachgartenflügels auf.

Ein zweiter oder, wenn wir die Burgmauer mitzählen, dritter massiver Befestigungsgürtel entstand ein reichliches halbes Jahrhundert später, um 1520. Die Errichtung dieses äußersten, ebenfalls niedrigen Mauerringes mit nicht höheren **Basteien** für die flache Bestreichung setzt die Außerdienststellung des

zweiten und die Ausnutzung von Teilen des Zwingerzaunes für Erweiterungen des Wohnschlosses voraus. Von diesem neuen Bering ist nur eine Eckbastei erhalten. Wir sehen sie auf der abgebildeten Ansicht des heutigen Schloßzustandes links unten zwischen zwei Hausgiebelwänden eingeklemmt. Nur der untere Teil davon in gotischem Ziegelverbande ist original, der obere Abschnitt ist moderne Aufstockung und falsche Ergänzung, die wieder beseitigt werden muß. Bei einem Durchmesser von r. 8 m war sie nur etwa 5 m hoch und konnte auf der Platte Geschütze tragen.

Der Schluß von dieser einen Eckbastei auf den einstigen Bestand eines das gesamte Schloßgelände einschließlich des inneren Grabens umschließenden Basteiengürtels ist zwar gewagt, aber erlaubt. Seine Standlinie ist unbekannt und muß durch Übertragung der Entfernung der Eckbastei von der ersten Zwingermauer in allen Richtungen erschlossen werden. Seine Ausstattung mit halbzyylinderförmigen in den Mitten der Kurtinen, d. h. der verbindenden geraden Mauerabschnitte, muß in Betracht gezogen werden.

Das Renaissanceschloß.

Die Erweiterung und Modernisierung der massiven Anlage in der Epoche der neuen Kunstrichtung ist auf zwei Zeitabschnitte verteilt. Der Bau der Kapelle neben Turm und Tor ist mit der über dem inneren Türsturz eingehauenen Zahl 1540 datiert. Das fünfte Jahrzehnt steht demgemäß im Zeichen der umgestaltenden Aktivität des vorletzten der Zedlitz als Besitzers. Die zweite Datierung mit 1581 und 82 an Eingangs- und Innenportal stellt den dem Oppersdorffischen und herzoglichen Zwischenakt 1571 nachfolgenden Eigentümer Fabian Freiherrn von Schönaich als kunstfreudigen Bauherrn in den Vordergrund.

Die **Schloßkapelle** als erste architektonische Leistung der Renaissance verdrängte auf der Südseite des Hofes ältere Gebäulichkeiten, darunter wahrscheinlich auch das Torwärterhäuschen. Mit 10:15 m Grundfläche nimmt sie einen verhältnismäßig beträchtlichen Teil des Burghofes in Anspruch. Der Eingang von der Durchfahrt neben dem Turm her ist auf der Innenseite durch Faszienrahmung mit krönendem Gebälkstück betont und geschmückt. Die fenstermäßige Durchbrechung der Wände konnte eigentlich aus Gründen der Abwehr nur auf der Hofseite erfolgen. Sie sind in einem der letzten Jahrhunderte verändert und zugesetzt worden infolge der Herrichtung der Kapelle für verschiedene Zweckräume, im unteren Abschnitt zur Zeit für Waschanlagen. Diese Erwartung wird auch nicht durch einen dagegen sprechenden Baubefund entkräftet, dem zufolge nicht nur drei im Stichbogen überwölbte, 1,65 m breite Fenster in der Mittelhorizontalen der Nordwand sitzen, sondern gegenüber auch zwei große, jetzt zugesetzte Halbkreisfenster von 3 m Durchmesser in 2 m Höhe. Die Entdeckung dieser nach Erbauung des die Belichtung verhindernden Osttraktes zeitigstens am Ende des 16. Jahrhunderts ausgebrochenen Öffnungen hat Dr. chem. Karl Stegmann gemacht, der sie in dem zwischen zwei eingespannten Holzdecken befindlichen Raum von 1,70 m Höhe auffand. Dicke Putzhäute außen und innen erschweren die präzise Bestimmung ihres Alters. Offenbar besaß die Kapelle anfangs nur auf der Nordseite Fenster in zwei Stockwerken gemäß ihrer Raumteilung in ein Herrschafts- und ein Gesindegeschoß.

So erstet vor unseren Augen der erste renaissancemäßige Raumkörper als Bestandteil der Burg unter Wahrung ihres ersten Umfanges. Das eigentliche Wohnhaus, der Nordflügel oder Palas, muß als Objekt der Umbautätigkeit schon der Schönaich gelten. Eine gerade aber gedeckte, parallel zur Hoffront

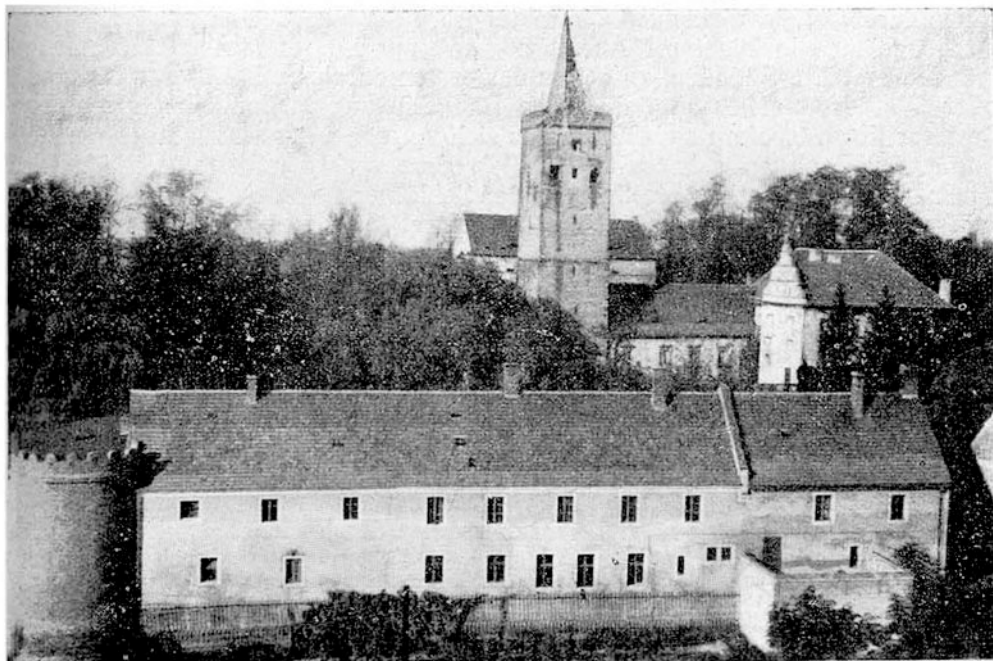


Abb. 27. Schloß Parchwitz von Südwesten. Links die falsch aufgestockte und mit unrichtigen Zinnen versehene Eckbastei. Aufnahme von Artur Gollmer.

gerichtete Außentreppe bringt zum ersten Obergeschoß. Türen mit wulstartigen Gliedern in den Profilen der Rahmen führen in gewölbte Räume, im zweiten in den einstigen Festsaal mit flacher Decke. Schlanke Fenster in ungewohnten Höhenabmessungen mit unverkröpften Faszien durchbrechen die Hofwand in vier Achsen, zwei weitere östliche sind durch die sich hier fortsetzende und hochgeführte Treppenhauswand verdeckt und ausgeschaltet. Breite niedrige Schlitzfenster in Maulschartenform fallen als Durchbrechungen und Eigenheit der obersten Wandzone auf.

Die stilistische Verwandtschaft des um 1580 neugestalteten Palas mit dem noch erhaltenen Schloßflügel in Ottmachau springt in die Augen. Der dort von Bischof Andreas von Jerin beschäftigte Architekt Hans Holzhammer muß auch hier gewaltet haben. Die Eigenheiten in Teillösungen der Fensterdimensionen und der Rahmungen der Wanddurchbrechungen in eigenwilligen, in Schlesien sonst schwerlich anzutreffenden Formen erklären sich so aus der zunächst nur bis 1588 nachweisbaren Existenz des in der Kunstgeschichte bisher unbekanntesten Baumeisters.

Zur Umgestaltung des engeren Schloßhofes gehört noch die Erbauung des wohl die neue Hofstube und Kanzlei im Untergeschoß beherbergenden Ostflügels. Er ist im 19. Jahrhundert vollständig abgerissen worden. Seine einstige Existenz wird durch seine Fundamente nachweisbar. Dasjenige seiner Westwand ist erst kürzlich bei Gelegenheit einer Rohrverlegung zum Vorschein gekommen. Die Mauer ist ebenfalls 1,65 m stark. Ihr Anfall an die Südwand des Nordflügels ist von Artur Gollmer in dem Vorhandensein dort im zweiten Obergeschoß nicht weggestemmter, gut sichtbarer Verzahnungssteine erkannt worden. Die Verdrängung der Kapelle aus ihrer Isoliertheit wurde neben der Verengung des Hofes in Kauf genommen. Die Errichtung einer dem repräsentativen Charakter des Schlosses entsprechenden Hofstube mit Kanzleiräumen schob ästhetische Bedenken beiseite.

Einen durchaus abweichenden Charakter trägt der auf ehemaligem Wall- bzw. Grabengelände in leichterer Ausführung mit nur 1,00 m starken Umfassungswänden erstellte Südflügel zu seiten des ersten durchzuschreitenden Einganges oder Walltores. Hier ist italienische Baugesinnung in deutlicherer und konkreter Form insofern sichtbar, als es sich um einen nur eingeschossigen Baukörper mit Dachgarten handelt. Ein Belvedere nach der Stadt zu, in ähnlicher Stellung wie die Torhausplattformen der Schlösser Brieg und Oels. Die Überwölbung des Erdgeschosses mit drei scharfgratigen Kreuzgewölben überspannt nur einen Teil der Flügelbreite, die hier durch den infolge der Beibehaltung der Zwingermauer entstandenen Seitengang mit gemindert wird.

Der östliche Abschnitt des Südflügels begrenzt den Belvedereteil mit zweigeschossig überragender, einen Frührenaissancegiebel in krönender Kreuzblume ausklingender Wand wirkungsvoll nach jener Richtung ab. Die durchbrochen ornamentierte zehnnachsige Brüstung des Dachgartens mit frührenaissancemäßigen naiven Schlangenbögen in der linken Hälfte und Beschlagwerkverzierungen rechts trägt die Handschrift zweier sich ablösender Stilepochen und verrät Fortsetzung der um 1580 von einem rückständig gebliebenen Meister begonnenen Arbeit, für den vielleicht der Name des braven Liegnitzer Valentin Hofmann oder eines seiner Schüler am Platze wäre, durch einen nach modernen Vorlagen schaffenden Bildhauer, der auch die in das Renaissancebilderwerk von Ortwein-Bischof aufgenommene Portaleinfassung des Mittelflügels modellierte und vielleicht mit dem damals in Liegnitz auftauchenden Kaspar Berger identifizierbar ist. Ein an der östlichen Verbindungswand oder verlängerten Burgmauer zwischen Mittel- oder Kapellen- und Südflügel im ersten Stock sich hinziehender Laufgang auf zwei Kragsteinen mit Steinbrüstung, deren Akanthusdekor mit Masken von Mönchen, Bauern und anderen Genreköpfen besetzt ist, muß ein Teil jener „steinernen Galerie“ gewesen sein, deren Spuren noch an der nördlichen Turmfront sichtbar sind und deren einstige Ausdehnung zum mindesten an der Süd- und Ostseite des inneren oder Kanzleihofes Friedrich Lucae 1689 in seiner Schloßbeschreibung als Bestand hervorhebt. Seine Schilderung wird uns jetzt, wo wir die Disposition der Schloßanlage kennen, deutlicher und vermag auch neue Perspektiven in der Erkenntnis der Gesamtkomposition bringen: „Den ersten Hof darinnen beschließen rings umher allerhand steinerne hohe Gebäude, Stallungen und dergleichen zur Fürstlichen Hofstatt gehörige Wohnungen, Küchen, Back- und Brauhäuser. Rechts vom Eingang des andern Hofes zur Rechten befindet sich die Kapelle, ein sehr nettes Kirchlein, dessen Inwendiges über und über ein schöner Überzug von blauer mit Gold ausgestaffierter Malerei, sonderlich die Orgel, die Kanzel und die Fürstliche Gestühle bekleidet. Von außen zieret das Schloß ein hoher vier-eckiger, starker, mit Kupfer bedeckter spitzer Turm, daran sich die Zeigerscheiben wohl sehen und das richtige Uhrwerk wohl hören lassen. An ihm selbst veransehnlichen auch das Schloß die steinerne Galerien und große Fenster, vornehmlich morgenwärts die neue Altane, welche Anno 1658 Herzog Ludwigs Gemahlin Frau Anna Sophie geborene Herzogin zu Mecklenburg nach ihrer eigenen Invention bauen ließ und inwendig die räumlichen [ausgedehnten] Gemächer und Säle. Besagte Altane geben einen unvergleichlichen schönen Prospekt im Sommer wie in den Lustgarten also ferner hinaus in die herumgelegene Ländereyen, sonderlich auf die Landstraße.“

Die erwähnten Wirtschaftsgebäude im ersten Hofe müssen wir an der Stelle des längeren Gebäudes westlich der ersten Einfahrt einordnen, dessen Westwand noch im gotischen Verbands gemauert und Bestandteil aus dem 16. Jahrhundert ist. Der Altan, von dem er spricht, ein Ausbau oder Austritt oder

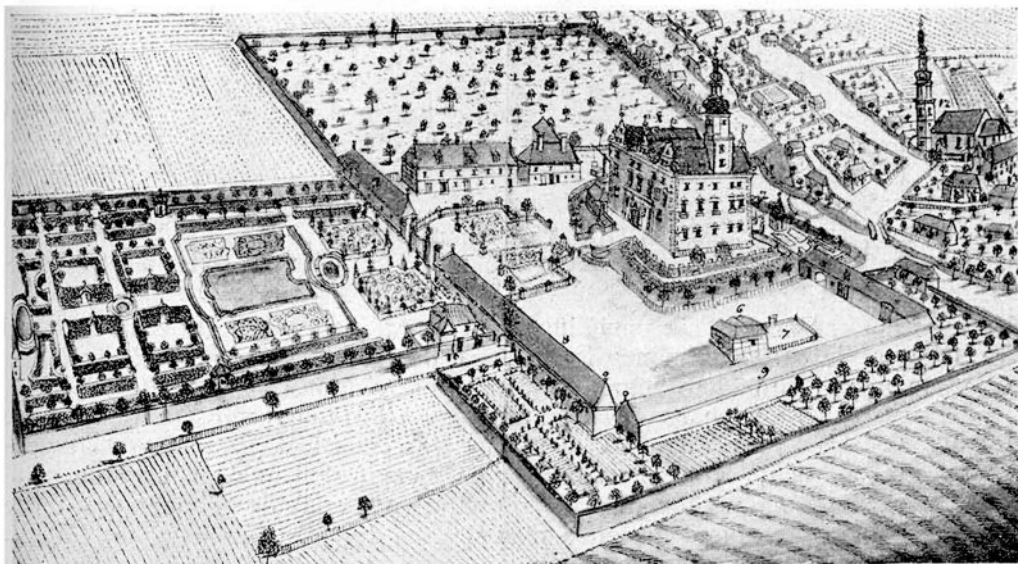


Abb. 28. Ansicht des Schlosses zu Mertschütz um 1750. Zeichnung von F. B. Werner.

Dachgarten auf der Ostseite wie etwa der des Schlosses zu Ohlau, ist wieder dem Abbruch verfallen und kaum in Bestandteilen dort angefügter neuerer Gebäude zu suchen. Die Beteiligung des Ohlauer Architekten, des Italieners Carolo Rossi, ist nicht überliefert, aber in Erwägung zu ziehen.

Von der Stadtseite aus baut sich noch heute das Schloß in wechselvoller Abstufung vom niedrigen terrassierten Dachgartenflügel über den zweigeschossigen Kapellentrakt zum hohen Palas auf. Flachdächer wechseln mit Steildächern und Renaissancegiebeln. Der gotische Turm schiebt sich mächtig akzentuierend in die mehr linear als plastisch zusammengeordnete Bautengruppe ein. Auf diesen Kompositionselementen beruht ein wesentlicher Faktor ihres architektonisch-künstlerischen Ausdruckes. Der Kapellenflügel schloß nach alten Abbildungen an der Außenwand mit Fischschwanzzinnen ab und betonte den Charakter des Wehrbaus. Die Burgmauern im Osten und Westen trugen wahrscheinlich dieselben Zinnen und bekundeten so die Handschrift eines welschen Meisters aus der Linie der Parr. Gotik und Hochrenaissance hatten das Steildach mit dem volutierten, malerisch umrissenen Giebel eingefügt. Die Spätrenaissance steuerte das dem niederländischen Florisstil angehörende Burgtorportal bei. Das verlorengegangene Element des Barock bereicherte vollends das Bild bis zum Beginn des zerstörenden Abbaus, der indessen durch geschickte Wiederherstellung der Dächer mit ihren Fledermausenfenstern um 1836 noch eine günstige Wendung erfahren hat.

Ritterburgen und Wehrkirchhöfe.

Die Ausbeute an weiteren mittelalterlichen Wehrbauobjekten im Bereich der Liegnitzer Dörfer ist verschwindend gering. Unentwegte Modernisierungslust bei ausgesprochener Wohlhabenheit merzte seit dem 17. Jahrhundert alte Burg- und Schloßbestandteile aus der Landschaft aus. In einzelnen Fällen beließ man gerade noch den Burggraben oder ein Stück davon, gleichsam in pietätvoller Anerkennung seines Verdienstes um die Sicherheit des Hauses. Ein typisches Beispiel ist das durch die Figur des damaligen Eigentümers, des als durstiger Hofmarschall Herzog Heinrichs IV. bekannten Hans von Schweinichen einer

gewissen Berühmtheit verfallene Schloß zu **Mertschütz**, dessen prachtvolle Renaissanceerscheinung mit drei Giebelpaaren und entsprechenden Satteldächern durch den Brand von 1798 und den folgenden Umbau vernichtet worden ist. Um 1750 besaß es noch an den Ecken des nicht hohen gezinnten Beringes Dreiviertelzylindertürme oder Basteien. Diese sind auf der abgebildeten Ansicht F. B. Werners weniger deutlich als auf einer zweiten Zeichnung in demselben Bande der Breslauer Stadtbibliothek. Aus dem ersten massiven Stadium des Schlosses ragt, umklammert von dem neueren vorderen Trakt, der Turmquader, der seine ehemalige Wehrplatte mit einem kurzen Renaissancehelm vertauscht hat.

Strenger in der Südrichtung von Liegnitz, hart an der Kreisgrenze, brüstet sich das 1602 erbaute Schloß **Eichholz** im spiegelnden Ringe seines Wallgrabens ohne sonstige wehrmäßige Einrichtungen.

Wie die Ritterschlösser haben auch die **Dorfburgen** im Laufe der Jahrhunderte ihren wehrmäßigen Charakter eingebüßt. Auf der Ansicht des Schlosses Mertschütz sehen wir rechts die Pfarrkirche des Ortes im Gürtel der massiven Friedhofsmauer. Auch dieses Kirchenbild ist für die abwehrende Haltung der Friedhöfe typisch. Sie besaßen im Mittelalter und darüber hinaus bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein ihre von Schießscharten durchsetzte, zweieinhalb bis vier Meter hohe Feldsteinmauer, hinter welche die bewegliche Habe des Dorfes in Sicherheit gebracht werden konnte. Dieser massive Bering ist von F. B. Werner stets auf kreis- oder ellipsenförmigem Grundriß gezeichnet, ist aber in Wirklichkeit fast immer ein aus geraden Mauerstrecken zusammengesetztes Vieleck. Seltener handelt es sich um ein Quadrat oder Oblongum mit gerundeten Ecken. Eine der wenigstens zum Teil erhaltenen Wehrkirchhofsmauern weist **Groß Wandriß** auf. Ihre Stärke beträgt $\frac{3}{4}$ m. Im Innern ist das Niveau wie stets auf Kirchhöfen gewachsen, so daß die nach außen bedeutend höher aussehende Mauer dort nur noch manneshoch erscheint. Einige Schießscharten mit innerer Quadratöffnung von 40 cm Seitenlänge sind mit flachen Bruchsteinen überdeckt. Was Hans Lutsch in seinem Inventarisationsbeitrag von einem „rings um die Kirche laufenden, 4 m tiefen Wallgraben und einem von einer Mauer gekrönten Steinwall“ erzählt, entbehrt wohl der Richtigkeit, denn der Steinwall ist nicht anderes als die Anhäufung der längs der Mauer abgebröckelten und herabgefallenen Steine. Und der „um die Kirche laufende Graben“ müßte ja jenseits des Walles liegen!

Kreis Goldberg.

Der hügelige und im Westteil vorgebirgsmäßige Charakter hat sich auf die Gestaltung der Wehrbauten sowohl der Städte wie der Burgen ausgewirkt. Der Typ der Höhenstadt tritt uns in dem Fürstentumsbereich erstmalig in zwei Ortschaften entgegen. Der Baustoff Bruchstein steht im Vordergrund. Die Verwendung des Ziegels ist im Mittelalter auf ein Mindestmaß beschränkt. Der Naturstein, der in seiner Qualität zwischen den Härtegraden des Porphyrs und des sandigen Kalksteines schwankt, konnte auf Bauplätzen, die auf einer Anhöhe zu liegen kamen, unmittelbar an Ort und Stelle gebrochen werden. Eine Folge war eine frühzeitig einsetzende Wölbungstätigkeit, die, durch den Stollenbau der Bergwerke gefördert, sich auch auf unserem Gebiete des Wehrbaus im raschen Übergang zur massiven Gestaltung der Wehrgangverbreiterung wie der Überwölbung kasemattierter Räume geltend machte. Die durch den Bergbau geförderte Technik des Mauerns und Steinbrechens, das neben den zahlreichen Fundstellen eines witterungsbeständigen Materials in dem bekannten Steinbruch zu Hockenuau sogar weitgehende Forderungen des bildhauerischen Kunstschaffens befriedigte, zeitigte kubische, wuchtige Baukörper, die durch eine aufkommende Manie des Abputzens ihre landschaftgebundene Schönheit in neuerer Zeit verloren.

Harte Geschlechter rangen in Jahrhunderten unentwegter Arbeit dem Bodenseine Schätze ab. Die reichen Früchte, vor allem an dem gleißenden Edelmetall, lockten jederzeit beutegierige Nachbarn an. Die Hut über die gewonnenen Schätze verlangte stete Waffenübung der nervigen Fäuste und unausgesetzte Pflege der schützenden Bauten. Bedeutsam klingt das Heldenlied heimischer Bergknappen aus schicksalsdüsteren Zeiten. Was der starke Arm im täglichen gesteinbewältigenden Beruf an Kraft und Härte gewann, übertrug er in Kriegesnöten auf Feindesabwehr und Wehrbauvervollkommnung.

Stadt Goldberg.

In dem Reigen der Bergbaustädte des schlesischen Gebirges tritt unsere Stadt als einer der Mittelpunkte der Gold und Silber gewinnenden Bezirke und ältesten Zentren der deutschrechtlichen Besiedlung an erste Stelle. Die in Planung und räumlicher Entwicklung mehrfach ähnlichen Städte Silberberg und Reichenstein haben entweder infolge minder lohnenden Erzabbaus oder ungünstigerer Verkehrslage die Stufe der Ausdehnung und Wohlhabenheit der civitas aurimontis nicht erreicht.

Der Zauber mittelaltlicher Stadtkultur tritt uns in dem auch heute gepflegten, 1933 zum alleinigen Sitz der Kreisbehörde erwählten Goldberg entgegen. Seine erste Erwähnung im Jahre 1211 deutet bereits dessen Aussetzung nach deutschem Recht an. In dieses und die folgenden Jahrzehnte fällt schon der Höhepunkt der Goldgewinnung in der nächsten Umgebung. Die folgende Entwicklung fußt in der Hauptsache auf dem Wesen des Markt- und Industrieortes, der als städtebaulich disziplinierte Neugründung an der Straße von Sachsen über Löwenberg nach Liegnitz auf sichernder Anhöhe zu liegen kam. Unter den Gewerbetreibenden standen die Tuchmacher im Vordergrunde. Handfestere Gesellen waren überdies die Schmiede, die als Werkzeuglieferanten der Bergknappen und Bauern der Umgegend ein gewisses Übergewicht in der städtischen Wehrverfassung besaßen. Ihr kräftiger Anteil an der Verteidigung eines Beringabschnittes drückt sich hinreichend prägnant in der überkommenen Benennung des von ihnen im besonderen betreuten Oberen Torturmes als „Schmiedeturmes“ aus.

Von den Befestigungen des mittelalterlichen Goldberg wird dereinst mehr als heute zu reden sein, wenn das Grabscheit im Dienste der Heimatforschung Fortschritte in deren Kenntnis gezeitigt haben wird. Trotz der stark interessierten Unterstützung bei Untersuchungen der Stadtmauer und einiger ihrer Anbauten durch Stadtbaumeister Joseph Brylla sind abgeschlossene Ergebnisse nicht erzielbar gewesen. Im übrigen haben mir auch Pfarrer Otto Basler durch Aufweisung der Erdbögen an der dem Kloster benachbarten Zwingermauer und Stadtinspektor Kurt Makiola durch Bereitstellung von Mauerabbruchakten sowie durch eine Führung nach der im Grundstück Riegenerstraße Nr. 4 versteckten Bastei helfend beigestanden.

Das gedruckte Quellenmaterial geht über die Ortschroniken von Karl Willh. Peschel (1841) und Ludwig Sturm (1838) nicht hinaus. Kleinere Aufsätze von Hermann Uhtenwoldt in den „Schlesischen Geschichtsblättern“ von 1936 und im „Boten an der Katzbach“ von 1930 über die Befestigungen von Goldberg leiden an unzureichender Kenntnis des Wehrbaus schlechthin, wird ja selbst der Inventarisationsbericht von Hans Lutsch aus dem Jahre 1890 in seiner erstaunlichen Dürftigkeit der Reichhaltigkeit des Stoffes nicht gerecht.

Die Planung des Stadtkernes.

Gemäß der ursprünglich einzigen, ungefähr von Südwesten nach Nordosten verlaufenden Hauptverkehrsstraße und durchgehenden Achse ist die Richtung des in langelliptischer Form verliehenen Grundflächenumfanges eine gleiche. Der etwa 30 m über dem Katzbachspiegel liegende Rücken eines entsprechend geformten Hügels mit geringer Neigung nach Norden trägt die dort 1211 oder schon kurz vorher abgesteckte deutsche Ansiedlung. Eine an der Nordwestecke der Ellipse anhängende, kaum einige Meter höhere Ausbuchtung, unter dem Namen Burgberg bekannt, scheint tatsächlich landesherrlicher Wohnbezirk gewesen zu sein; denn sonst würde die Sicherheit der Stadt an jener Stelle durch die Bedrohung von einem anstoßenden, mindestens gleich hohen Gelände arg beeinträchtigt worden sein. Mauerreste sollen sich bei Erbauung des dort noch keck sich erhebenden Wasserturmes 1725 vorgefunden haben. Bei Zuverlässigkeit dieser Überlieferung und angesichts der nicht abstreitbaren, seit Jahrhunderten üblichen Bezeichnung des Geländes als Burgberg würde also Herzog Heinrich I. in der auch späterhin stets anzutreffenden Art die neue Stadt auf dem weiteren Territorium der schon bestehenden oder gleichzeitig angelegten Burg haben abstecken lassen.

Ein älterer zentraler Kirchen- und Bestattungs- und Zufluchtsort für die Bergleute der Umgegend bestand bereits auf dem im Norden vor dem Stadttore liegenden Hügel mit der Nikolauskirche. Die Verhältnisse waren hier ähnlich wie im oberschlesischen, Silber gewinnenden Beuthen, wo die verstreut herumliegenden Bergmannssiedlungen vor der Gründung der deutschen Stadt ihr Kirchen- und Schutzzentrum auf dem ebenfalls in nächster Nachbarschaft zu der auf dem Burggelände angelegten deutschen Stadt auf dem Margaretenhügel besaßen. (Vgl. des Verfassers „Planung und Befestigung der mittelalterlichen Stadt Beuthen O. S. 1943“.) Der Nikolausberg war mit Kirche und Friedhof in alter Verfassung noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts mit gezinnter Wehrmauer umgeben, wie ihn uns F. B. Werners Ansicht zeigt. Er war allmählich wie der Beuthener Margaretenhügel zum Begräbnisplatz der im Stadttinnern beengten Goldberger geworden.

Ob zur Erzielung der elliptischen Stadtgrundfläche Abtragungen oder Aufschüttungen größeren Umfangs vorgenommen worden sind, entzieht sich vorläufig der Beurteilung. Aus den häufigen Vernichtungsvorgängen, welche die Stadtmauer durch die Jahrhunderte hindurch betroffen haben, könnte man positive Schlüsse in dieser Richtung ziehen.

Die erste Planung schuf einen verhältnismäßig großen Stadtumfang, der den frühesten von Liegnitz erheblich übertraf. Aus der fehlenden Ostung der Kirche

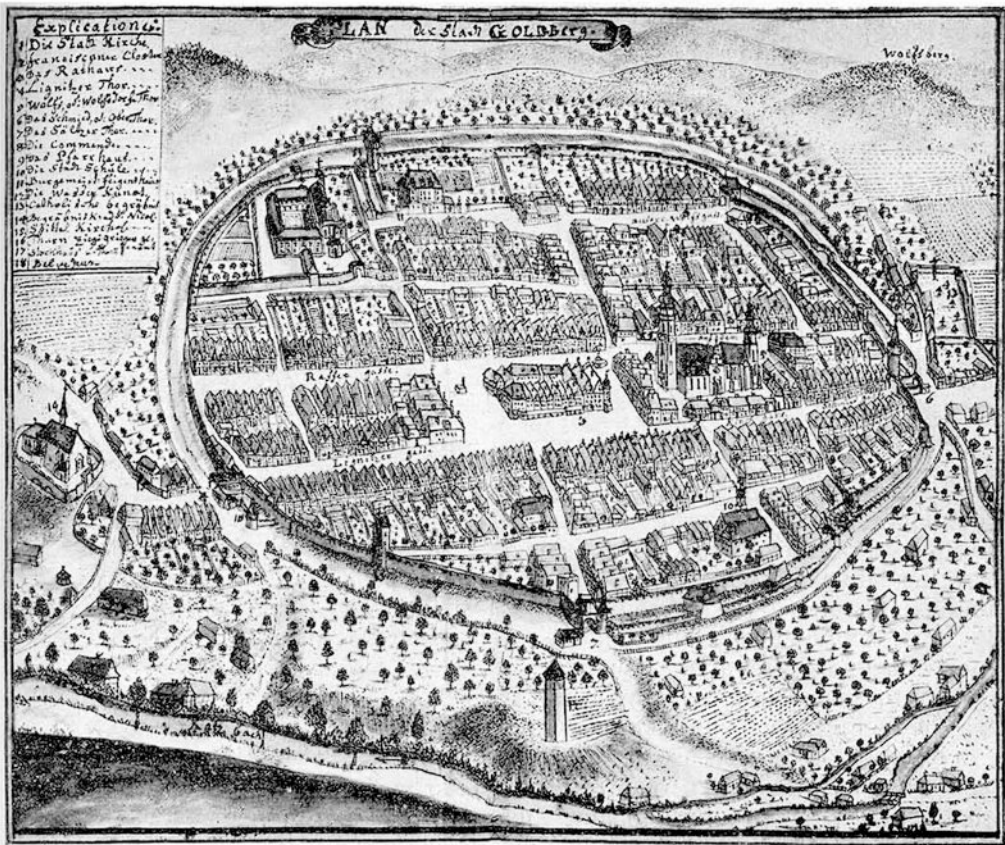


Abb. 29. Ansicht der Stadt Goldberg von Nordwesten aus.
 Zeichnung von F. B. Werner um 1730.

einen Rückschluß auf deren nachträgliche Einordnung, hier ausnahmsweise direkt in den mittleren, die Längsflucht des Marktplatzes innehaltenden Trakt zu tun, verbietet die Erwägung, daß für den ursprünglich bescheidenen Holzbau die Platzverhältnisse die Stellung der Kirche auch in Ostwestrichtung gestatteten.

Die hohe Lage der Stadtgrundfläche verbot im Zustand der Gründung und Entwicklung der Gemeinde die Einordnung einer Ostwestachse mit schwierig zu bewältigenden Bauten von Zufahrtsrampen und Brücken und Torschutzeinrichtungen. Das Sälzer und das Wolfsdorfer Tor sind, soweit man aus den Formen der Tortürme entnehmen kann, Produkte des 17. Jahrhunderts.

Die Erörterung einer Erweiterung des Altstadtkernes stößt von vornherein auf das Bedenken, daß die Begrenzung des Plateaus nicht ohne weiteres die Verlegung der Peripherie nach außen gestattete. Es sei denn, daß die anfängliche Besetzung des Randes mit einem Wall von einigen Metern Tiefe eine Verschiebung in mindestens gleicher Breite zuließ.

In der Grundrißbildung der Altstadt macht sich allerdings eine bei mittelalterlichen Stadtplanungen nicht gewohnte Unsymmetrie nach Osten hin bemerkbar. Während die beiden Tore im Norden und Süden von den Marktplatzseiten gleichmäßig r. 200 m entfernt sind, ergibt sich zwischen den Mauerabständen in der Westostachse auf der dem Sälzertor entgegengesetzten Seite ein Plus von r. 80 m. Als eigentümliche und motivierende Erscheinung in diesem Abschnitt

ist die Bautengruppe des Franziskanerklosters zu beachten. Dessen spätestens in das Jahr 1244 fallende Gründung hat bei seinem anfänglichen geringen Umfang mit der kommenden Stadterweiterung zunächst nichts zu tun. Es steht ja nicht einmal fest, daß dessen Standort derselbe war wie heute. Erst das fortgeschrittene Ausdehnungs- und Bebauungsstadium des beginnenden 14. Jahrhunderts begründet die Einordnung des Klosters in eine mit der Stadtmauerplanung verbundene Verlegung der Ortsperipherie auf der Ostseite.

Wie die Schraffierung meiner abgebildeten Grundrißentwicklung verdeutlicht, bestand der Altstadt kern nur aus drei Reihen von Wohnblöcken in der Längsrichtung. Da eine Erweiterung der Stadt nach Westen hin durch die Nachbarschaft der Burg verhindert war, konnte sie nur auf der Ostseite vorgenommen werden. Hier müssen wir mit einer künstlichen Geländeerhöhung durch Erdaufschüttung rechnen. Die Ortsvergrößerung gehört zu dem vor der Stadtmauererrichtung notwendig gewordenen Planungsvorgang.

Die Stadtmauer.

Die Umwandlung des anfänglichen Erd- und Pallisadenschutzes in einen massiven Bering setzen wir in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Herstellungsdauer ist bei der Ungunst des Baugeländes auf Jahrzehnte zu verteilen. Eine urkundliche Erwähnung der Stadtmauer von 1357 erkennt den längst fertigen Zustand an.

Obwohl die Mauer in beträchtlichen Abschnitten gemäß der ununterbrochenen Linienführung der abgebildeten Grundrißentwicklung erhalten ist, beginnt die Problematik ihrer einstigen Gestaltung gleich bei der ersten Besichtigung ihrer Reste. Der abgebildete Teil im ehemaligen Franziskanerklostergarten, des jetzigen katholischen Pfarramtes, soll Ausgangspunkt sein. Hier präsentiert sie sich auf 20 m Länge in fast ungeschmälerter Form und Höhe in einer Stärke von 2,40 m mit Brüstung und Wehgangverbreiterung durch innen vorgelegte Pfeiler mit verbindenden Bögen. Als Baustoff wechselt Sandstein mit Basaltstücken. Die 2½ m auseinander liegenden Schießscharten von 0,53 m Breite und 0,64 m Höhe auf der Innenseite sind mit 6,5 cm starken Ziegeln in niedrigem Stichbogen überwölbt, stammen also in dieser Form aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Der späte Umbau hängt mit der Verdrängung der ursprünglichen Zinnenlücken durch Schießscharten zusammen, ein Vorgang, den wir bereits in Breslau und Namslau beobachtet haben. Im Verband der Steine ist die Änderung nicht wahrnehmbar. Pfeilertiefe und Breite wechseln zwischen 1 und 1,45 m. Die Abstände betragen von links nach rechts gemessen 3,40 und 3 und 3,00 und 3,40 m. Die ersten beiden Überwölbungen links sind gotische Kielbögen, die anderen rechts hohe Stichbögen mit einer Entstehungszeit im späteren 15. oder 16. Jahrhundert. Wir merken schon erhebliche Schwankungen oder Eingriffe im Zustand dieses kurzen Mauerstückes. Es ist daran in verschiedenen Jahrhunderten geändert und umgebaut worden.

Die Fortsetzung dieses interessantesten Mauerabschnittes, welchen Goldberg vor Liegnitz voraushat, zeigt verschiedene Höhen von 3 bis 5 m und wechselnde Stärke von 1,40 m bis 1,70 m.

Noch 1847 gab es am sogenannten Ziegenkrieg nach einer Aufnahme des Liegnitzer Bauinspektors *Tischler* (Akten des Stadtbauamtes II. 13. 2) ein in gleicher Weise gemischtes Stadtmauerstück von zehn Pfeilern Ausdehnung. Die verbindenden Bögen waren dort, wenn die Zeichnung in dieser Hinsicht korrekt ist, Stich- oder Halbkreisbögen und nicht gotisch-spitze.

Der Gutachter von 1847 erkannte und behauptete schon damals, daß der gesamte Bering dem Alter nach gemäß den verwendeten Baustoffen in drei



Abb. 30. Der Nikolaifriedhof vor dem Nordtore von Goldberg.
Zeichnung von F. B. Werner um 1730.

zeitlich abweichende Teile zerfallen, ohne die Altersfrage anzuschneiden. Das jüngste Stück findet er in dem Abschnitt vom Sch. niede- zum Sälzertor mit vier Fuß Stärke, gemauert aus $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Fuß großen Sandsteinquadern im Läufer- und Streckerverband mit Kern aus Sand, Kieseln und weißem Kalk. Als zweitältesten und umfangreichsten Teil von etwa $\frac{2}{3}$ der Gesamtausdehnung bezeichnet er den gesamten nördlichen Teil des Beringes. Er besteht aus kleinen Sandsteinquadern, oft ohne Mörtel. Das qualitativ und quantitativ geringste Mauerstück zwischen Dom- und Friedrichstraße sei aus „kleinen grauen Steinen ohne Lagerflächen“ zusammengesetzt.

Nach diesen Feststellungen harret die schwebende Frage nach der ursprünglichen Gestaltung der Stadtmauer der Beantwortung. Daß große Abschnitte nach dem Baubefund in allen Jahrhunderten bis zum neunzehnten erneuert und von Grund aus neu erbaut worden sind, ist schon deshalb gewiß, weil ihre Stellung unmittelbar am Steilrande durch Erdabrutsch und Unterspülung dauernd Senkungen und Einstürze zur Folge hatte. Die Erneuerung in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit hat naturgemäß auf die Wiederherstellung der anfänglichen Stärke mit massiver Wehgangverbreiterung verzichtet, aber doch aus Gründen der statischen Sicherheit eine erhebliche Dicke beibehalten. Die ursprüngliche Gestaltung der Wehrmauer stimmt also mit der ersten von Liegnitz überein, auch ungefähr in den Abmessungen. Der unversehrt erhaltene Abschnitt im Garten der katholischen Pfarrei ist für Goldberg und darüber hinaus für Schlesien ein kostbares Erbe aus der schlesischen Befestigungstechnik der Vergangenheit, wenn auch die beiden Bögen rechts erst und die Brustwehr um oder nach 1500 umgebaut worden sind. Für die Beurteilung und kritische Erörterung von Entstehung und Haltung der Wehrbauten ist jeden-

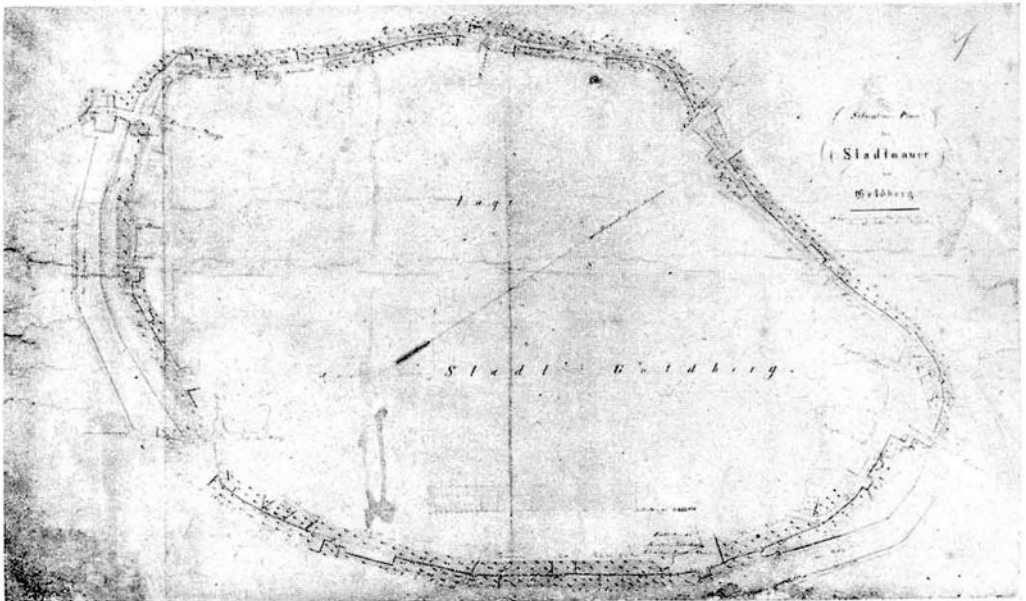


Abb. 31. Grundriß der Stadt Goldberg von 1847 aus der Plankammer des Stadtbauamtes.

falls dieser Mauerabschnitt mit seinen zahlreichen Abänderungen im Laufe von zwei oder drei Jahrhunderten trotz seines geringen Umfanges lehrreich genug.

Tor- und Mauertürme.

Dem Charakter des Straßennetzes mit nur einer Hauptachse gemäß standen die beiden Tore mit dem sogenannten Schmiedeturm und dem Liegnitzer Turm im Zuge der Stadtmauer. Die Durchfahrt lag jedesmal neben dem Turm. Von ihnen war der Turm des **Liegnitzer** oder **Niedertores** spätestens zu Anfang des 18. Jahrhunderts verschwunden. Auf der Stadtansicht von F. B. Werner fehlt er bereits. Seine Form wird derjenigen des Zylinders am Obertore entsprechen haben.

Der hochragende **Schmiedeturm** des Obertores gehört zu den markantesten Erscheinungen Goldbergs wie auch des gesamten niederschlesischen Gaues. Der Zylinder von $9\frac{1}{2}$ m Durchmesser und einer Wandstärke von 2,72 m, die sich oben nur um 10 cm verringert, verdankt seinen Ruf seiner auf 23 m einschließlich der Wehrplatte betragenden Höhe und deren Ausstattung mit vier regelmäßig verteilten Gußkern, welche der 2 m hohen Brüstung mit ihren Halbkreiszinnen die besondere Note verleihen. Ursprünglich mag die Höhe geringer gewesen sein. Auf der Stadtseite befindet sich in 6,60 m Höhe über dem Erdboden die Einsteigöffnung, an deren Schwelle Steinbalken als Halt für eine Leiter vorkragen. Der untere Zylinderabschnitt ist nicht betretbar und in seinem Innern unbekannt. Wahrscheinlich wird sich darüber ein Gewölbe spannen, das bei Gelegenheit frei zu legen wäre. Ein in der Wand unmittelbar darüber ausgesparter Zylinder für eine Wendeltreppe führt in dem dachlosen Oberteil in das Geschoß unmittelbar unter der Wehrplatte, den einstigen Wohnraum des Turmwächters mit kielbogig abschließender Zugangsöffnung. Die Brüstungsstärke auf der geräumigen Mauerkrone beträgt nur 0,30 m, das verwendete Ziegelformat wechselt auf der Nord- und Südseite und verrät Erneuerung auf ersterer im 17. Jahrhundert. Die vier Erker ruhen auf vorkragenden Steinkonsolen und haben eine Tiefe von 0,75 und eine Breite von 1,05 m. Die drei Wände sind je eine Ziegellänge stark. Das Steinformat ist

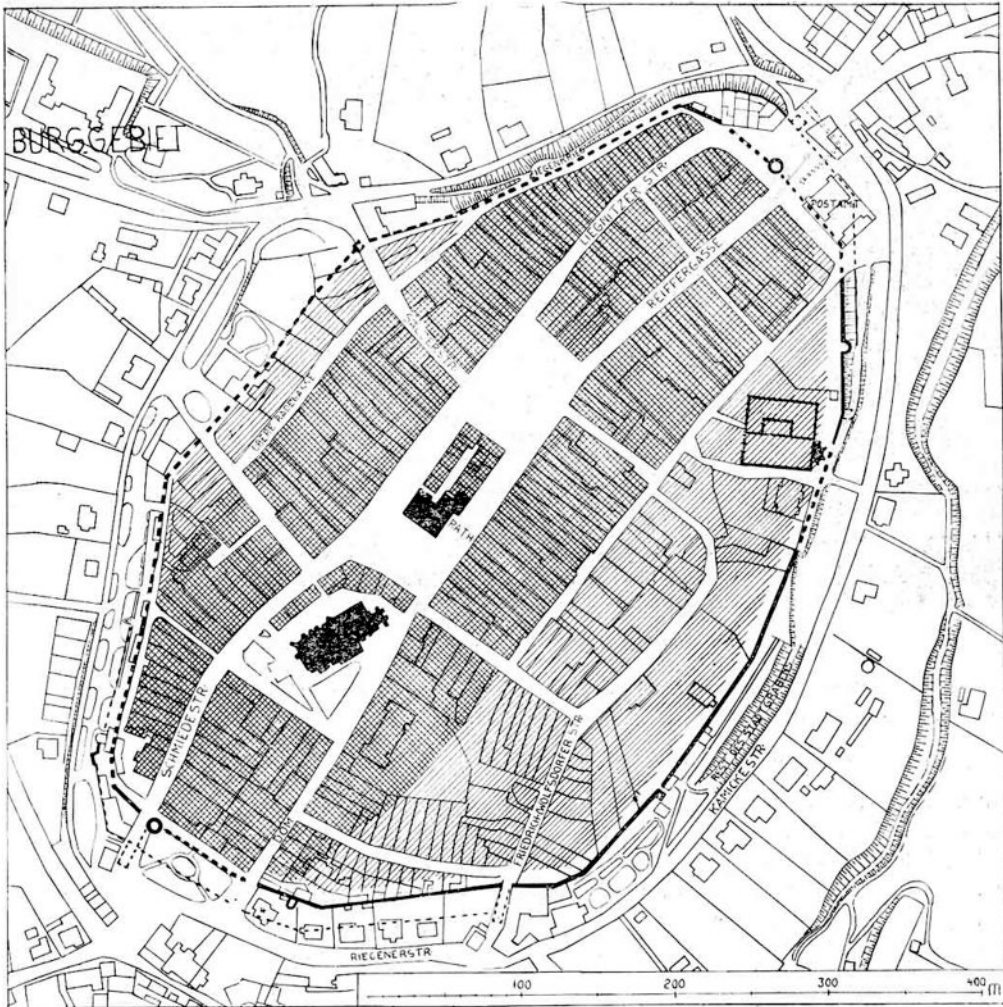


Abb. 32. Grundrißentwicklung der Stadt Goldberg.

30:14:9,5 cm und verweist den nach der Aufstockung des Turmes vorgenommenen Einbau der Gußerker an das Ende des 14. Jahrhunderts.

Der Charakter der beiden Nebentore als Produkten des 17. Jahrhunderts ist dem der Haupttore insofern ähnlich, als auch hier die Durchfahrt neben den Türmen liegt. So sind sie auf F. B. Werners Ansichten und Prospekten überliefert. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß es sich hier unter Umständen um Zwingertorbildungen handelt. Es ist auch denkbar, daß die neuen Tore oder Stadtausgänge neben vorhandene Mauertürme gelegt wurden und jene die Funktion von Tortürmen übernahmen. Schwächlich sieht der unbedachte Turm am **Sälzertore** aus, niedrig und unbedeutend wie eben ein Mauerturm. Das Tor der entgegengesetzten Stadtseite in der Achse der **Wolfs-** oder **Wolfsdorfer** Straße besaß im 18. Jahrhundert nicht mehr oder niemals einen Turm, sondern nur einen Durchbruch durch die Stadtmauer. Das Aussehen des Mauerturmes haftet auch dem schon im 18. Jahrhundert von F. B. Werner so bezeichneten „**Ziegenkriegertor**“ auf der Nordseite der Stadt an.

Diese Türme mitsamt den sie flankierenden Toranlagen sind bis auf den Respekt heischenden Schmiedeturm unangebrachten Verkehrsrücksichten oder



Abb 33. Stadtmauerteil im Garten des kathol. Pfarramtes (ehemal. Klosters).
Aufnahme der Stadtverwaltung von Fotograf Konrad Menzel in Goldberg.

egoistischen Einwohnerinteressen zum Opfer gefallen. Dasselbe Schicksal ist auch den **Mauertürmen** beschieden gewesen bis auf einen im Südosten $5\frac{1}{2}$ m aus der Erde ragenden Stumpf zwischen den Häusern Nr. 3 und 4 der Kamickestraße. Dessen 1,35 m starke Bruchsteinwände schieben sich in 5 m Breite und Tiefe vor die Stadtmauer, die hier für den Turmzugang unterbrochen ist, wenn es sich hier nicht um einen Halbturm oder eine Schale handelt.

Im 18. Jahrhundert gab es nach Aussage der Stadtansicht noch über ein halbes Dutzend solcher Wich- (Weich-) oder Kriegshäuser oder Mauertürme, die in Friedenszeiten an Bürger vermietet wurden. Viel mehr wird es auch im 15. Jahrhundert, der Hauptentstehungszeit solcher Flankierungstürme, nicht gegeben haben. Das ist begreiflich bei dem Stolze der Bürger auf ihre ausnehmend starke Stadtmauer. Es waren teils quader-, teils halbzylinderförmige Anbauten. Die auf der Stadtansicht dem Schmiedeturm westlich benachbarte Halbzyinderschale größeren Umfanges kann auch als Bastei der Zwingermauer gelten, da F. B. Werners Stadtansicht an dieser Stelle etwas ungenau ist.

Von den zwei noch heute stehenden basteimäßigen Anbauten an der Stadtmauer ist von Werner auch nur der halbzylinderförmige in der Nähe des Klosters eingezeichnet worden. Der andere quaderförmige mit abgeschrägten Ecken ungefähr in der Mitte zwischen Schmiede- und Wolfs- oder Friedrichstor fehlt dort. Der erstere im Pfarrgarten mit einem Durchmesser von 6 m und einer 1,27 m starken Wand überragt die Stadtmauerbrüstung um 3 m, so daß besser die Bezeichnung eines Halbturmes oder einer Schale am Platz ist. Als Abschluß müssen wir uns ein halbes Kegeldach über der Wehrplatte dazu denken. Der andere Ausbau, im Grundriß ungefähr ein halbes Achteck, entspricht moderneren Grundsätzen der Befestigungskunst, weil er flacher und mit stärkerer Ausladung sich vor die Mauer schiebt. Auch seine Teilung in zwei Geschosse mit trennender Wölbungskappe auf zwei Quergurten stellt seinen Verteidigungswert höher. Die sieben an den Längsseiten zu je zweien und an den Stirnwänden zu je einer verteilten Schießcharten des unteren kasemattierten Raumes sind noch erhalten. Sie waren zur Bestreichung des Zwingers gedacht. Die Länge beträgt $6\frac{1}{2}$ m, die Breite $5\frac{3}{4}$ m. Im Untergeschoß ist die Wand r. 1,40 m dick, oben nur 0,95 m. Die Einrichtung der

Wehrplatte als Geschützstand kann als dazugehörige Ausstattung angenommen werden.

Der Stadtgraben.

Die Anwendung des Schutzes durch einen Graben ist für den anfänglichen Zustand der Höhenstadt wohl abzulehnen. Die Grabenteile, die auf der abgebildeten Mauerkarte noch 1857 im Süden und Norden, also vor den beiden Torseiten, sichtbar sind, gehören seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zu den eingeebneten Partien. Dagegen beobachten wir auf der Ostseite im Gelände noch heute die parallel zur Stadtmauer verlaufenden Grabenrandböschungen. Für die gesamte Westseite einschließlich der Burg fehlt uns jede Spur. Zwischen Stadt und Burg ist die einstige Existenz eines Grabens gesicherte Tatsache. Auch die Frage wäre zu klären, ob der allmählich auf etwa 30 m erbreiterte Graben ein trockener oder nasser war. Seine Verbindung mit der heut im Westen und Norden in einiger Entfernung strömenden Katzbach ist verlorengegangen, seine Bewässerung ist ohne Verwendung ausgedehnter Staudämme nicht denkbar.

Die Zwingermauer und ihre Bollwerke.

Die infolge der Entwicklung der Artillerie als geeigneter Schutz zu Beginn des 15. Jahrhunderts üblich gewordene Aufschüttung eines Erdwalles am äußeren Fuße der Stadtmauer braucht in Goldberg nicht durchgeführt worden zu sein. Deren Standort hart am Rande des Plateaus war dafür nicht günstig. Dennoch mußte ein Ersatz für den unentbehrlichen Mauerschutz geschaffen werden, der mit nicht minder schwierigen Bodenbewegungen verbunden war. So entstand der Zwingergürtel oder Parchem in einer Breite von 8 bis 10 m, der durch Aufführung einer niedrigeren Vormauer erzielt wurde. Deren Höhe überstieg nicht eine Manneslänge, denn an der Innenseite standen die Verteidiger auf dem Erdboden, nicht auf der Mauerkrone. Ihre Stärke betrug daher nur 0,75 m.

Die Ungunst des Baugrundes hatte zur Folge gehabt, daß diese Zwingermauer aus Pfeilern mit verbindenden Bögen von 4 m Spannweite und $5\frac{1}{2}$ m Scheiteldistanzen aufgemauert wurde. Wir haben diese Gründungsart bereits in Namslau und Oels kennen gelernt. Hier in Goldberg machte mich Pfarrer Otto Basler auf die zugesetzten, aus dem Erdreich wenig hervortretenden Bögen aufmerksam, die zu dem östlich des Klostersgartens liegenden erhaltenen Abschnitt gehören. Ein zweites verschontes Mauerstück westlich des ehemaligen Untertores weist ebenfalls eine derartige Gründung auf. An den anderen Abschnitten verbirgt die angehäuften Erde die untere Zone der Zwingermauer. Die Ausdehnung des Parchens erstreckt sich nach F. B. Werners abgebildeter Stadtansicht zu beiden Seiten des Schmiede- bis zum Wolfsdorfer und Sälzertore. Dort ist die Zwingermauer noch im Westabschnitt streckenweise im Abstand von 8 bis 10 m zur Hauptmauer und in weiterer Entfernung in der Torgegend zu sehen. Da sich aber gerade im entgegengesetzten Stadtraumteil zu beiden Seiten des Niedertores Stücke der Zwingermauer und sogar in besserem Zustand als dort finden, wie ich sie in meine Stadtgrundrißentwicklung aufgenommen habe, so kann mit gutem Grunde behauptet werden, daß einst die gesamte Stadtperipherie ihren Zwingergürtel hatte, der sich vor den beiden Haupttoren bis auf r. 25 m vorbreiterte.

Die Zwingermauer spielte die Rolle einer Brustwehr, deren anfängliche Ausstattung mit Zinnen ungewiß, aber vielleicht wahrscheinlich ist. Der Einbau von Schlüsselscharten, von denen drei dicht beieinander neuerdings im Abschnitt östlich vom Klostersgarten eingemauert worden sind, wird durch die auf

einer von ihnen säuberlich eingehauenen Jahreszahl 1541 datiert. Diese späte Neuausstattung könnte allerdings auch auf die Erneuerung eines kleineren Zwingerabschnittes Bezug haben. Die Scharten haben eine Höhe von 27 bis 30 cm und eine größte Breite von 15 cm. Sie sind aus quadratischen Steinplatten von 42 cm Seitenlänge herausgearbeitet.

Eine vollständigerer Kenntnis der Verstärkung der Zwingermauer durch basteimäßige, der Bestreichung des Grabens dienende Ausbauten wird uns wieder durch F. B. Werners Stadtansicht vermittelt. Wir sehen dort fast ein halbes Dutzend in Halbzyylinder- und Quaderform. Die östlich vom Sälzertore liegende ist durch einen mit Satteldach abschließenden Raumkörper mit der Hauptmauer verbunden, dessen Entstehung und Zweck als spätmittelalterliche Grabenstreiche oder als nicht lange vorher und befestigungswidrig eingebautes Wohnhaus aus der flüchtigen Zeichnung nicht ablesbar ist.

Als einziges Exemplar dieser Gattung von Zwingermauerverstärkungen — der spitzwinklig und eisbrecherartig vorspringende Bau im Südwesten ist natürlich Imitation des 19. Jahrhunderts — steht noch heute ein **Rundell** von 4 m Durchmesser mit 0,80 m starker Wand westlich des Niedertores. Die Teilung des Zylinders in zwei Geschosse ist von außen an den zwei Reihen Schießscharten mit drei einfachen Schlitzfenstern in der unteren und drei Schlüsselöffnungen in der oberen Zone erkennbar. Der Zugang zu dem mit einer Kappe überwölbten Untergeschoß liegt auf der Stadtseite und motiviert den dort sichtbaren Wölbungsbogen.

Die Zwingertore.

Im Falle Goldberg in sachgemäß gewohnter Weise von unmittelbar sich an die Tortürme anlehenden Walltoren zu sprechen, stößt auf das bereits ange deutete Bedenken, daß bei dem Ausbleiben einer Wallschüttung am Fuße der Stadtmauer Torerweiterungen überflüssig waren, die sich unmittelbar an die Tortürme und Durchfahrten anschlossen. Erst der Bau der Zwingermauer schuf die notwendige Voraussetzung. Dann war die Errichtung von Toren, welche die Tiefe des Zwingers in deren Gesamtheit oder wenigstens in einem Teile zur Länge hatten, spruchreif.

Im wesentlichen bestand das Zwingertor aus zwei, die Passage seitlich begleitenden Wänden und einer dritten, die Front abschließenden und den äußeren Torbogen enthaltenden, welche die Höhe der Zwingermauer besaßen und wie diese am oberen Rande mit Zinnen oder Schießscharten ausgestattet waren. Auf diesen Gestaltungsumfang beschränkten sich die Goldberger im 15. Jahrhundert. Ein vervollkommnender Ausbau mit kasemattierten Geschützständen und Mannschaftsräumen hat kaum stattgefunden, wenigstens ist aus dem Bildchen F. B. Werners nicht mehr herauszulesen, wenn auch das im Vordergrund stehende Sälzertor mit seinen den Eingang flankierenden Türmchen eine recht stattliche und drohende Haltung einnimmt. Eine solche Vernachlässigung des Torschutzes, die nur aus finanziellem Unvermögen der Bürgerschaft erklärbar ist, setzt bei der zu beobachtenden Kenntnis der Wölbungstechnik in gewisses Erstaunen. Von einer großzügigen Anwendung im Brückenbau zeugt noch ein spätestgotischer Rest vor dem Liegnitzer Tore, der sich als ein im Spitzbogen überwölbtes Joch mit 4 m Breite und 6 m Länge von der noch im 19. Jahrhundert vorhandenen massiven Brücke erweist. Dieses mit der jetzigen Sohle 5,50 m unter dem Straßenniveau liegende und mindestens 4 m hohe Brückensjoch ist für die Mitbestimmung der einstigen Lage des Zwingertores wichtig. Seine Untersuchung bietet außerdem noch die Gelegenheit zu der

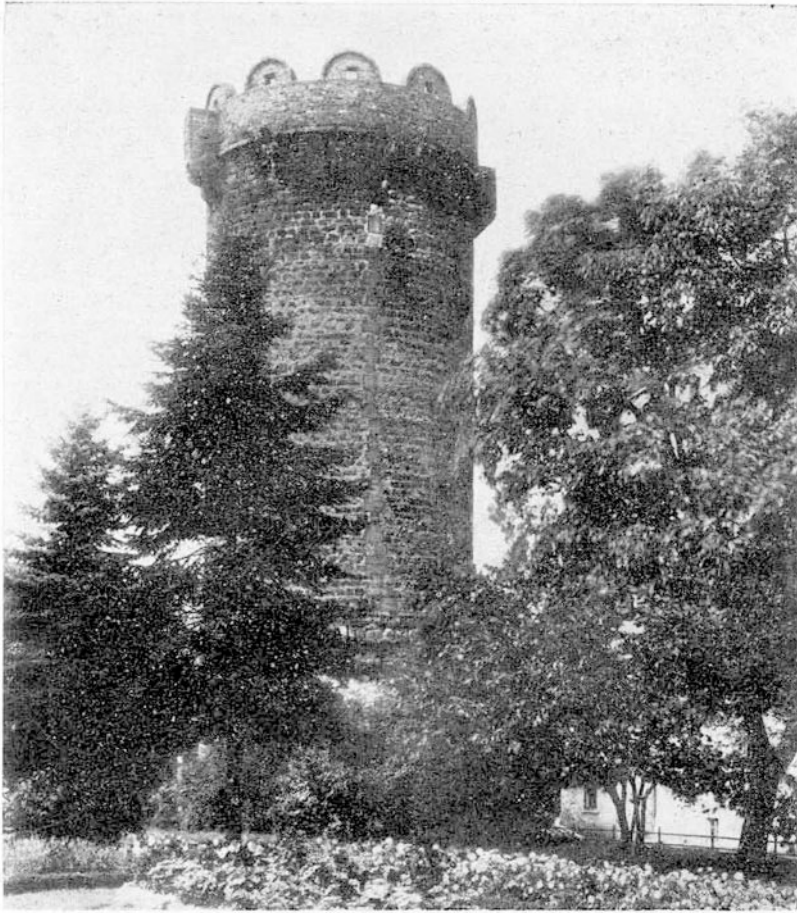


Abb. 34. Der Schmiedeturm in Goldberg. Aufnahme der Stadtverwaltung von Fotograf Konrad Menzel in Goldberg.

interessanten Feststellung, daß es mit späteren, im Halbkreis ebenfalls aus Bruchsteinen gewölbten und sich verjüngenden Fortsetzungen nach Südosten und Nordwesten zum Bau einer Kloake benutzt wurde, die einen engeren, aber noch begehbaren, im rechten Winkel nach der Front des neuen Postgebäudes abbiegenden Seitenkanal besitzt, welcher anscheinend 1636 von den Schweden benutzt wurde, um in die Stadt unbemerkt oder ungehindert einzudringen. Der Endlersche Kupferstich aus dem Anfang des 19. Jhdts. bietet als Hauptmotiv die vierjochige Steinbrücke im Vordergrund.

Die formale Ausgestaltung der Zwingertorfronten ist uns unbekannt, da F. B. Werners Bildchen zu wenig sagen. Wir sehen dort nur massive Torbögen mit wagerechtem Abschluß. Daß der Autor noch dazu recht schablonenmäßig und unbekümmert vorging, beweisen zwei leider sehr unbeholfen gezeichnete Blätter mit Ansichten des Obertores kurz vor dem Abbruch. Die Zwingertorfassaden sind hier auf der einen mit hohem Dreieckgiebel und zwei den Bogen tragenden Säulenpaaren, auf dem anderen mit spätrenaissancemäßig gegliedertem wiedergegeben. Welches der beiden Bilder der Wirklichkeit näher kommt, kann die Zukunft noch erbringen. Es ist jedenfalls wahrscheinlich, daß das auf Seite 21 abgebildete Frontispiz des Goldberger Walltores in Liegnitz auch auf eine dem Ansehen und der Würde der Stadt Goldberg entsprechende

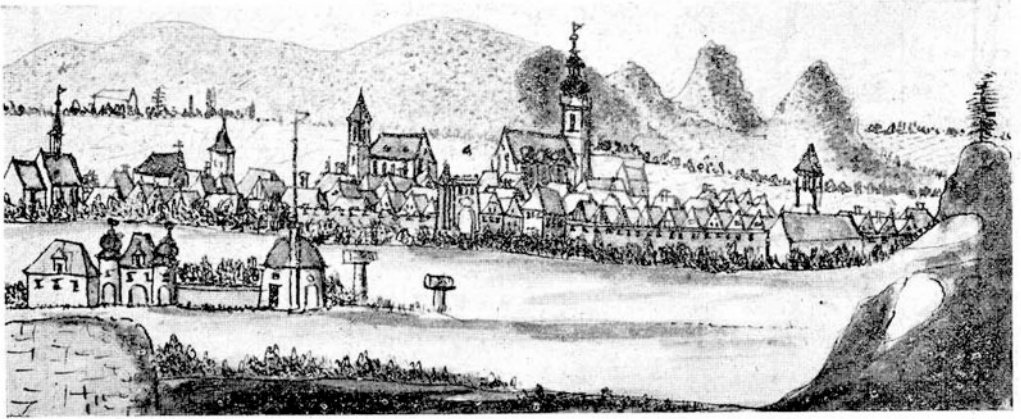


Abb. 35. Prospekt der Stadt Goldberg vom Burghügel aus.
Zeichnung von F. B. Werner um 1730.

verschönernde architektonische Gestaltung der Eingangsfronten eingewirkt hat. Ein bastionärer Ausbau der Befestigungsanlagen von Goldberg hat nicht stattgefunden.

Die Goldberger Burg.

Dieses Kapitel aus der Geschichte der Stadtbauten ist vorläufig noch ein verschwindend kurzes. Eine Bereicherung kann nur der Spatenforschung entspringen, da urkundliche Quellen außer der einen schon eingangs erwähnten Aussage der Stadtplanung im Stiche lassen.

Es ist bereits geltend gemacht worden, daß die Befestigungsarchitekten von Goldberg eine Ausbuchtung des Plateaus nicht geduldet haben würden, außer im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Stadtraume. Letzteres ist nicht der Fall, wie das Vorhandensein der trennenden Stadtmauer beweist. Es kommt ein zweites beweisendes Moment für die Lage der Burg an jener Stelle aus der Beachtung des Stadtgrundrisses. Wir konstatieren, daß die Stadtmauer, anstatt dem Zuge des Ausbuchtungsrandes zu folgen, im Gegenteil vor der Ausbuchtung einwärts zurückweicht und in schnurgerader Linie dem Sälzertore zustrebt. Durch diese Sehne wird von der elliptischen Stadtgrundfläche ein Stück abgeschnitten und einem fremden Interesse preisgegeben. Dieser ein Stück Grund und Boden von der Gemeinde fordernde Nachbar konnte nur der Burgherr sein.

Die bisher meist abgeleugnete Existenz der Goldberger Burg im Mittelalter erweist sich also mit genügender Schärfe und Stichhaltigkeit als tatsächliche. Die handschriftlich überlieferte Andeutung von unterirdischem Mauerwerk auf diesem Burggelände vervollständigt den Beweis, der in voller Exaktheit mit Hilfe systematisch durchzuführender Grabungen noch zu liefern ist. Den Weg könnte uns die abgebildete Ansicht „Goldbergs, wie es vor Zeiten ausgesehen“, erleichtern, welche F. B. Werner vom Burgberg aus aufgenommen oder nach vorgefundener älterer Zeichnung mit diesem Standpunkt redigiert haben mag. Die am Hügelrande vorn links sichtbaren Architekturreste scheinen das von Türmen flankierte Burgtor und rechts davon die mit am längsten verschonte Burgkapelle oder deren Chor darzustellen. Der 1725 aus Burgtrümmern dort erbaute, auf der abgebildeten Stadtansicht im Vordergrunde ragende Wasserturm kündigt vorläufig allein als wenig ebenbürtiger Zeuge der einstigen Burgherrlichkeit den ehemaligen Standort des herzoglichen Hauses an.

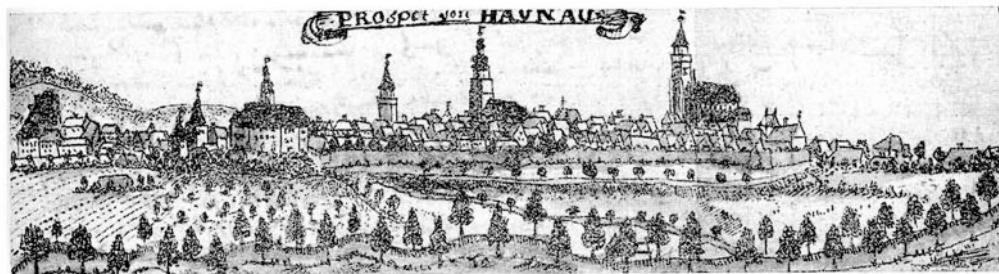


Abb. 36. Prospekt der Stadt Haynau. Zeichnung von F. B. Werner vor 1750.

Landkreis Goldberg.

Die im dortigen Bereich übliche Unterscheidung eines Nieder- und Oberkreises kennzeichnet die Verteilung von Höhen- und Flachlandgebiet. Der 1932 zugeschlagene Teil des aufgelösten Kreises Schönau hat mit dem das Katzbachgebirge weiter umspannenden Zuwachs den Vorgebirgscharakter des westlichen Kreisteiles verstärkt.

Die ausgedehntere Entwicklung der Höhenburg mit trockenem Graben beherrscht das Berg- und Talgebiet der Katzbach, ohne daß der Fluß einen entscheidenden Einfluß auf die Burgengestaltung gehabt hätte. Darum ist der Verwendung des nicht bewässerten Grabens zum nächsten Schutz des Beringes oder im ersten Entwicklungsstadium ein größerer Umfang einzuräumen. Andererseits konnten die zahlreichen Schleifen der Katzbach oder eines der ihr zufließenden Bäche besonders im Tale den enger anliegenden unmittelbaren Einschluß der im flachen Gelände verbleibenden Burg übernehmen.

Stadt Haynau.

Der jetzigen alleinigen Kreisstadt Goldberg bis 1932 gleichgeordnet, vertritt Haynau jener gegenüber den Typ der Anlage im Tale. Eines der für die Konsolidierung ausschlaggebenden Momente ist die natürliche oder künstlich vervollständigte Umgürtung durch die jetzt nur noch tangential vorbeifließende Schnelle Deicha, die mit einem abgezweigten Arme des heut zum größten Teil kanalisierten Mühlgrabens das Gelände der Burg von dem der Gemeinde abschloß. Die Lage an der Hohen Straße fast mitten zwischen Bunzlau und Liegnitz einerseits und anderenteils die Begünstigung des Wachstums einer städtischen Ansiedlung durch drei eng aneinander gereihete flache, fast unmerkliche Anhöhen mit Burg, Handelsterrain und Kirchhof führte zur Entstehung eines Marktortes, der durch deutsche Stadtplanungsdisziplin die Reife einer Kolonisationsstadt erhielt.

Die Stadtgeschichte von Haynau ist durch den Ortschronisten Th. Scholz bis 1869 mit hinreichendem Verständnis auch für die zu seiner Zeit noch vorhandenen Befestigungsbauten abgefaßt worden. Eine „Städtebauliche Studie“ von Gustav Schönaich im Haynauer Stadtblatt aus dem Jahre 1931 gibt eine Zusammenfassung der Entstehungsdaten und Vorgänge, ohne das zum Thema gesetzte Problem der räumlichen Entwicklung der Stadt in wichtigen Punkten meistern zu können. Ebenso wenig Verständnis bringt er ihren Befestigungsanlagen entgegen, deren Ausdehnung und Vervollkommnung im Mittelalter doch das gewohnte Bild einer gediegenen deutschen, durch Mauer, Tore, Türme und Burg wohlverwahrten Mittelstadt gezeitigt hat.

Meine Untersuchung der Stadtplanung wurde durch Bürgermeister und Stadtbauamt, zuletzt durch Kreisbaumeister i. R. Heinrich Borrmann, in entgegenkommender Weise gefördert. Als eifriger und kenntnisreicher Helfer beim Studium des für die städtischen

Sammlungen eingerichteten Schlosses stand Oberschullehrer und Museumsverwalter Oskar Kundt getreulich zur Seite.

Obwohl die Stadt über kein Gründungsdatum verfügt und die erste urkundliche Nachricht über das Bestehen einer civitas erst 1282 geschrieben wurde, nachdem dort bereits 1272 Herzog Boleslaus in Haynau, wohl in seiner Burg, ein erhaltenes Schriftstück unterzeichnet hatte, kann der rechtlich sich auswirkende Entstehungstermin der deutschen Stadt erheblich früher, d. h. im ersten Viertel oder Drittel des Jahrhunderts liegen. Die bekannten, schon in das zweite Jahrzehnt fallenden Gründungsdaten ähnlicher Stadtorganismen geben die Berechtigung dazu. In welchem zeitlichen Abstand die Vornahme einer die Stadtraumgliederung regelnden Planung zu der Ansetzung der Gemeinde zu deutschem Recht steht, ist eine Frage, die nur im Zusammenhange mit der Lösung der geschichtlichen Ordnung der Planungsvorgänge im allgemeinen beantwortet werden kann.

Das erste Planungsergebnis.

Der für die Entwicklung des Altstadtkernes maßgebende Faktor war die Ostwestrichtung der durchgehenden Fernstraße, die sich nach Durchquerung der Tore der bekannten Grundrißbildung des Angerdorries gemäß gabelte. Demnach ist das erste Ergebnis der den ursprünglichen Kern aus der Altstadtfläche herauschälenden Untersuchung die Erkenntnis, daß die anfängliche Peripherie eine Ellipse war. Der spätere, mehr als Rechteck denn als Ellipse anzusprechende Umfang innerhalb der Stadtmauer ist das Produkt der frühesten Stadterweiterung. Im Westteil ist die elliptische Bildung infolge der erhaltenen Konvergenz der dem ersten Bunzlauer Tore zustrebenden Straßen, der Mönch- und Burgstraße, deutlicher. Im Osten hat bei der ersten Stadterweiterung eine Abdrängung von Friedhof und Kirche aus der Mittelachse des Marktplatzes nach Süden stattgefunden, wie die eingeschlagene Richtung der Kleinen Burgstraße nach dem ebenfalls ziemlich in der Fortsetzung der Mittellinie des Marktplatzes liegenden Liegnitzer Tore bekundet. Kleine Burg- und Kleine Kirch- und Langestraße waren in der anfänglich erdbefestigten Stadt die sogenannten Wall- und Rundenstraßen. Diesen Altstadt kern habe ich in der abgebildeten Grundrißentwicklung durch die Schraffierung hervorgehoben.

Die außerordentliche Länge des Marktplatzes mit 230 m bis zur Kirche oder sogar r. 300 m bis zur Ostfront bei einer Breite von durchschnittlich nur 50 m erklärt die anfänglich noch länger elliptische Form der Stadtperipherie. Unregelmäßigkeiten des Platzgrundrisses wie der begleitenden Wallstraßen gemahnen an den Entwicklungsgang der Stadt in ihrem anfänglichen Stadium eines weniger geregelten Wachstums. Der östlich der Kirche gelagerte Wohnblock ist aus dem Grundriß wegzudenken, dafür darf die Kirche mit Friedhof und Einfriedung in die Mittelachse des Platzes verlegt werden. Die Querstraßen verlaufen ziemlich normal. Für den Ausfall waren sie nicht berechnet, doch scheint es, als wenn die nicht ganz in der Mitte der Stadtfläche durch die Dragonergasse und die früheren Fleischbänke geführte Achse im Sinne einer Nebenachse die größere Bedeutung eines Durchgangsverkehrsweges oder zum mindesten einer über die Umwallung hinausgreifenden Straße gehabt hätte. Darauf weist einerseits die Stellung des sogenannten Weberturmes an der dem späteren Stadium angehörenden Nordperipherie hin, welcher mit Umfang und Höhe eines Torturmes unmittelbar an der Gasse und dem in ihrer Flucht liegenden Stadtmauerdurchbruch postiert ist, andererseits beanspruchten die Fleischbänke einen kürzesten Zugang zum fließenden Wasser, der durch eine Südpforte genommen werden mußte. Von dieser ist allerdings keine Spur vorhanden, da der dortige Abschnitt der Stadtmauer fehlt. Eine Andeutung ent-

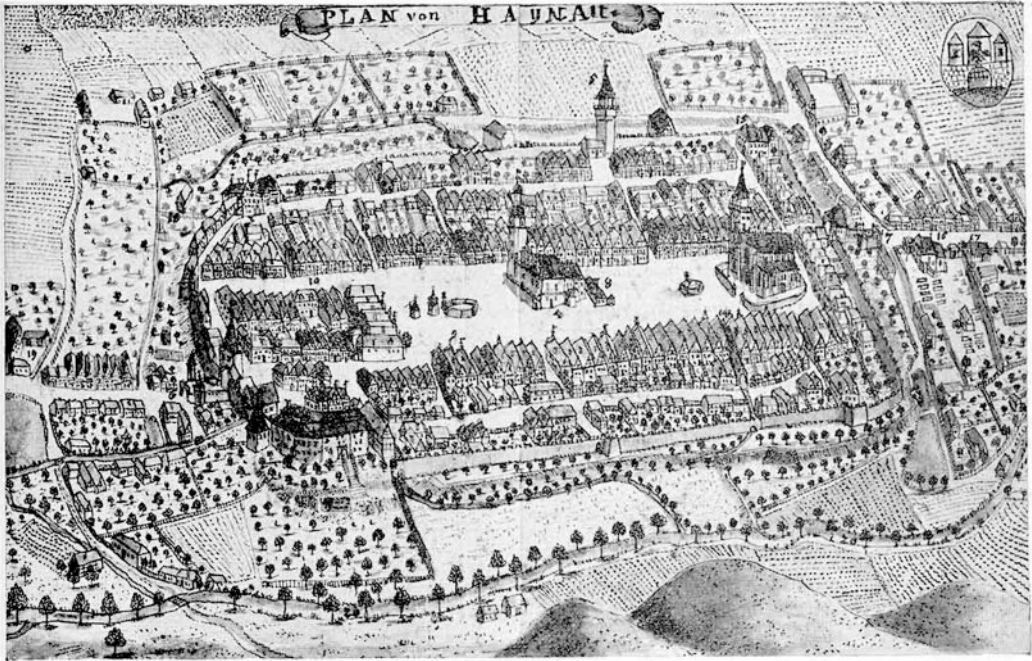


Abb. 37. Ansicht der Stadt Haynau um 1750. Zeichnung von F. B. Werner.

hält dennoch außer dem Schaubild vor allem der abgebildete Stadtgrundriß von F. B. Werner, auf welchem er die südliche Fortsetzung der versehentlich nicht in genaue Flucht mit der Dragonerstraße gelegten Gasse der Fleischbänke einen Wasserlauf eingezeichnet hat, der eine bequemere Variante des früheren Zuganges zur Schnellen Deichsa ist und dessen gewölbter Durchlaß durch die Stadtmauer anstatt der hypothetischen früheren Pforte deutlich auf dem Bilde sichtbar ist. Übrigens wird eine Pforte auf der Südseite der Stadt wie auch eine im Norden in dem vom Chronisten Th. Scholz auszugsweise auf S. 237 abgedruckten Urbarium von 1754 genannt. Diese damals verschlossen gehaltene Baderpforte ist der Lage nach unbekannt, könnte aber die gesuchte sein.

Das Kauf- und Rathaus stand bis 1875 in wechselnden, zeitlich bedingten Formen inmitten des Marktplatzes und befindet sich seitdem abgedrängt am Rande des Burggeländes über dem dort kanalisierten Schloßgraben.

Das Verhältnis des Stadtumfanges zur Lage der Burg war das normale der deutschen Kolonisationsgründungen. Die beherrschende und beaufsichtigende Stellung des landesherrlichen Hauses an der Hauptverkehrsstraße ist gewahrt. Das Burggelände hängt der ersten Stadtperipherie als Ausbuchtung an und greift, durch die Linienführung des Mühlgrabens in seinem späteren Umfange kenntlich, in einem bis heute verbliebenen Erweiterungsstadium auf das Gebiet der Stadtellipse über. Daß dies anfangs nicht der Fall war, kann aus Gründen einer im späten Mittelalter eingetretenen und befestigungstechnisch notwendigen Vergrößerung des Vorgeländes der Burg mit Verschiebung der Grenze nach Norden und Osten mit gewisser Sicherheit geschlossen werden.

Die Altstadtweiterung.

Das Projekt der Errichtung eines massiven Befestigungsringes schloß auf dem Gebiete der Planung die Einbeziehung eines erweiternden Gürtels der Stadt-

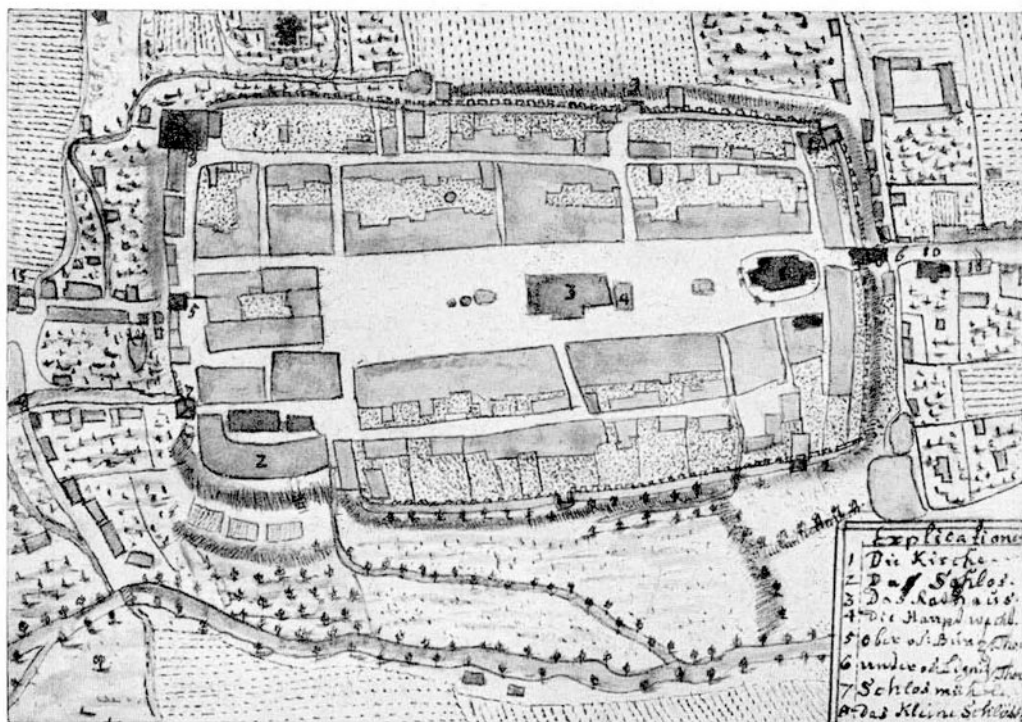


Abb. 38. Grundriß der Stadt Haynau von F. B. Werner.

fläche von halber bis ganzer Blocktiefe ein. Oder vielmehr, die Vergrößerung um diesen vollständig herumgelegten Streifen ergab sich als Folge der Ansetzung der Standlinie der Stadtmauer jenseits von Wall und Graben. Die Einebnung der Erdbefestigung machte das Gelände für die Aufteilung einer ununterbrochenen Folge von schmalen, mit ihren Achsen peripherisch gestellten Wohngrundstücken frei. Die vorhandenen Quergassen erhielten meist eine Fortsetzung im gewonnenen Stadtgelände. Der Nordostblock läßt die normale Grundstückeinteilung vermissen, er hat infolge der ohne bewußte Planung und nur allmählich vorgenommenen Bebauung einen entsprechend disziplinlosen Charakter angenommen. Dagegen hat der neu östlich der Kirche eingeschobene Block wieder die Aufteilung in durchgehende schmale Grundstücksflächen erhalten.

Die Pfarrkirche wuchs auf neuem Bauplatz in großzügiger Hoch- und Spätgotik empor, mit ihrem in den Marktplatz weit vorgeschobenen, mit Strebepfeilern besetzten mächtigen Turmquader nicht nur städtebaulich eine bedeutsame Erscheinung im Marktraumbild. Auch befestigungstechnisch lieferte dieser derbe und hohe, im 16. Jahrhundert mit Rundzinnen anstatt der bisherigen rechteckigen bewehrte, zum mindesten als Wartturm benutzbare Baukörper einen zusätzlichen Machtfaktor der Stadt.

Die Stadtmauer.

Ihre erste Erwähnung von 1357 ist kein Baudatum. Die Errichtung kann ein halbes Jahrhundert früher angesetzt werden. Erhalten ist sie in verhältnismäßig kleinen Abschnitten, öfters nur als Sockel, am besten an der Nordostecke, aber auch da ohne Wehgang. In diametral entgegengesetzter Richtung, im Südwestteil, ist der einstige Standort nicht ohne ausgedehnte Grabungen

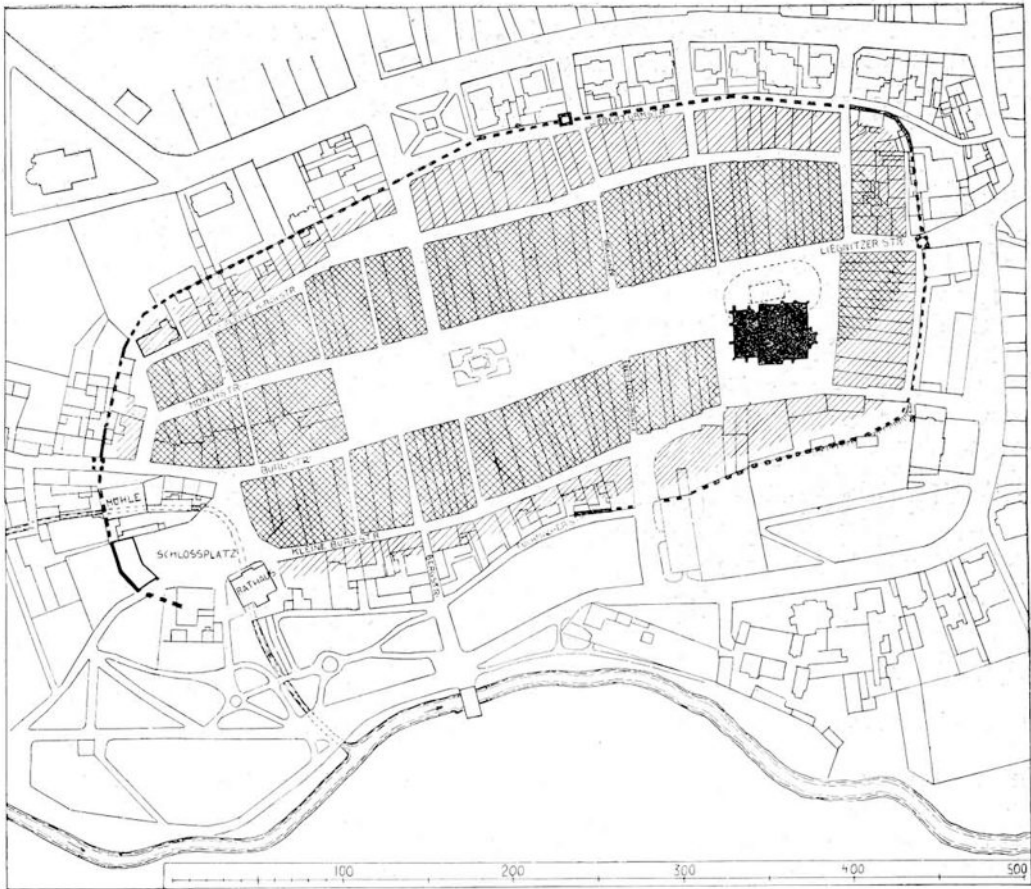


Abb. 39. Grundrißentwicklung von Haynau. Unten die Schnelle Deichsa.

feststellbar, während im Norden und Osten entweder Reste, die in der abgebildeten Grundrißentwicklung eingetragen sind, oder Mauer- oder Rundengassen wie die Weberturmstraße und die Rosengasse zur Bestimmung beitragen. Im Südosten kann auch noch ein Teil der Tuchmacherstraße, die aber außerhalb unmittelbar neben der Stadtmauer lief, herangezogen werden. In ihrem westlichen Abschnitt aber verliert sich die ehemalige Standlinie vollständig. Der stadtwärts gekrümmten Tuchmacherstraße nach Westen zu folgen verbietet der befestigungstechnische Grundsatz der Führung einer Stadtmauer entweder in gerader oder stadtauswärts gebogener Linie. Der Anschluß an den die Rückwand des Schlosses bildenden Stadtmauerabschnitt von der mittleren Tuchmacherstraße in Höhe der Burgstraße Nr. 8 an über die Bergstraße hinweg behält zunächst nur hypothetischen Charakter.

Die Abmessungen der Stadtmauer sind bei der starken Verwitterung und gewaltsamen Reduzierung des Bruchsteinmaterials nur noch in dem an der Südwand des Weberturmes erhaltenen Profil feststellbar. Die Höhe ist dort über etwas emporgewachsenem Straßenniveau noch 5,5 m, die der Brüstung darüber r. 2 m. Die Stärke der Mauer beträgt 6 Fuß oder 1,80 m (Hans Lutsch mißt 1,90 m), die der Zinnenbrüstung 0,40 m. Nach F. B. Werners Aufnahme aus der Mitte des 18. Jahrhunderts bestand die Brustwehr aus Zinnen, nicht aus einer geschlossenen Wand mit Schießcharten, wie sie öfters in den Städten bei

fortschrittlicher Umgestaltung des Wehrganges erzielt wurde. Eine Wehrgangsverbreiterung braucht bei der Stärke der Mauer nicht notwendig gewesen zu sein.

Tor- und Mauertürme.

Der frühzeitige Abbruch der beiden Tortürme im Westen und Osten (1768) zwingt uns, deren Gestaltung in ihrer Wiedergabe auf F. B. Werners Stadtansichten zu suchen. Dort ist der Bunzlauer oder Obertorturm im Westen als nicht eben hoher, wohl dreigeschossiger Quader mit überwölbter Durchfahrt gezeichnet. Der Standort dieses schon zweiten Tores ist durch den vorhandenen Stadtmaueranfall gesichert und ist von dem des ersten Tores etwa 20 m entfernt. Das von Th. Scholz auf S. 237 angezogene Urbarium von 1754 vermerkt, daß „eine von außen angebrachte Stiege“ in das erste Obergeschoß führte. Diese muß als Ersatz für eine wie am Goldberger Schmiedeturm benutzte Leiter angesehen werden. Seine Wehrplatte war damals noch erhalten, anscheinend mit modernisierten gerundeten Zinnen. Ein steiles Pyramidendach erhöhte die Wirkung, die dem Liegnitzer Torturm auf der Ostseite abging, der, zum mindesten im 18. Jahrhundert, ein sehr wenig stattliches Aussehen hatte. Nicht mehr als ein höheres Geschoß mit überwölbter Durchfahrt und Sattel- oder Schneidendach ist da zu sehen. Von einer etwa vorangehenden stärkeren Dynamik schweigen die Quellen. Es liegt jedoch auf der Hand, daß die Nachbarschaft des mächtigen Kirchturmes die Haynauer von der Notwendigkeit des intensiven Torausbaues mit zweiter hoher Warte entbinden durfte.

Auch das Kapitel der Mauertürme kann im wesentlichen nur mit Hilfe von F. B. Werners Grundriß und Ansichten und auch so nur unvollständig behandelt werden; denn es geht uns das Wissen ab, ob und wieviele von ihnen im 18. Jahrhundert schon umgelegt waren. Sind es doch zum Beispiel gerade die Stadtmauerecken und Knicke, die im 14. und 15. Jahrhundert mit Flankierungstürmen bedacht wurden. Und gerade in dieser Hinsicht versagt die Überlieferung. F. B. Werner hat zwar im Südosten an der einen Mauerecke einen niedrigen behäbigen Halbturm gezeichnet, der aber auch eine der öfters erwähnten drei Basteien sein kann. Im Südwesten hat er an der nördlichen Schloßecke ebenfalls ein niedriges turmähnliches Gebilde mit steilem Pyramidendache eingetragen, das er jedoch im Grundriß unter Nr. 7 der Legende als Schloßmühle vermerkt, deren Gestaltung freilich auffallend ist. Sonst ist auf seiner Stadtansicht nichts an den Ecken zu sehen. Höchstens macht sich die Nordostecke auf dem noch einmal anzuziehenden Grundriß durch ein eingeschobenes Quadrat verdächtig, dessen Baukörper auf dem Schaubild durch das davorstehende Scharfrichterhaus (Legende Nr. 15) verdeckt wird.

Der Chronist Th. Scholz berichtet auf S. 427, daß „auf der Südostseite des Schloßplatzes, bei dem Anschluß an die Stadtmauer, da, wo sich jetzt die Holzremisen des Mädchenschulhauses befinde, man noch vor mehreren Jahren die Überreste eines runden Turmes von 36 Fuß [r. 11 m] Durchmesser sah, dessen äußere Hälfte schon vor sehr langer Zeit abgebrochen zu sein schien.“ Die Örtlichkeitsbestimmung könnte diesen zylindrischen Baukörper an eine Stadtmauerecke verweisen, sein außerordentlich starker Umfang empfiehlt jedoch seine Zuteilung zur Burg.

Beachten wir, daß auch der in der Mitte der Südseite eingezeichnete Halbturm (Schale) eine der erwähnten Basteien ist, so bleibt der sogenannte **Weberturm** im Norden als einziger in die Gattung der Mauertürme zu zählende Wehrbau übrig, sofern er nicht die schon erörterte Geltung eines Torturmes besaß. Die Seiten seiner Grundfläche messen 7,67:7,77 m. Diese springt 1,87 m vor die



Abb. 40. Der Weberturm in Haynau von Osten aus.

Aufnahme der Stadtverwaltung von Fritz Döring in Haynau.

hier abgebrochene Stadtmauer nach außen vor. Das verwendete Ziegelmaterial der 2,20 m starken Wände hat die Maße 26:12:9 cm wie am Turm der Pfarrkirche, dessen Erbauung wohl um 1400 anzusetzen ist. Die Höhe von r. 15 m bis zur Zinnenbrüstung ist Originalgestaltung der Gotik, der Kranz aber mit halbkreisförmigen Zinnen Umformung der Mitte des 16. Jahrhunderts, der Renaissance. An der Ostseite, die den bereits erörterten Stadtmauerumriß zeigt, ist eine im Stichbogen überwölbte, 0,90:1,70 m messende Einstiegöffnung in Höhe des Wehrganges zu sehen, die nicht wie meist unmittelbar über diesem,

sondern 2 m von der Stadtmauer und 1,15 m von der Turmecke entfernt steht. Es mußte also hier noch ein hölzerner Laufsteg als Verbindung von der Tür zum Wehrgang vorhanden sein, dessen zum mindesten vorgesehene Verdachung durch eine vom Fenstersturz bis zur Wehrgangbrüstung reichende flache Eintiefung in der Turmwand verraten wird. Die den Laufsteg tragenden Steinbalken von 0,60 m Höhe sind noch an der Schwelle der Einstiegöffnung vorhanden. Ein auf zwei 0,30 m vorkragenden Tragsteinen in einer Höhe von etwa 7 m an der Südwand ruhender kleiner Ausbau scheint kaum ein Gußkerker, sondern ein Kaminkopf zu sein. Der achtseitige Fachwerkaufbau mit Zelt Dach ist die 1749 vorgenommene Erneuerung eines baufällig gewordenen, 1651 vom Straßfeld eines Webers errichteten abschließenden Geschosses mit Wachtstube und Turmhelm.

Wallschüttungen und Zwingertore.

Die Abschwächung der Wirkung von in die Stadtmauer einschlagenden Geschützkugeln wurde auch in Haynau durch eine etwa in der Mitte des 15. Jahrhunderts vorgenommene Anhäufung eines Erdwalles an deren Fuße angestrebt. Dieser Wall ist schon längst abgetragen, doch auf den Stadtansichten des 18. Jahrhunderts noch wohl zu erkennen. Er kann aber als einstiger Bestandteil der Haynauer Stadtbefestigung auch aus dem Vorhandensein von Zwingertoren gefolgert werden. Der an 10 m breite Erdwall hatte zwischen Stadtmauer und Grabenrand genügend Platz. An den Toren waren Futtermauern zum Schutz der Passage nötig. Die Entwicklung des dem Torturme vorgelegten Zwinger- oder Walltores war dadurch vorbereitet, der Abschluß durch Verbindung der beiden Seitenmauern mittels einer Stirnwand mit Durchfahrt und Fußgängerpforte erreicht.

Das westliche Walltor, von F. B. Werner in seinem Stadtgrundriß unberücksichtigt gelassen, präsentiert sich auf dessen Ansicht recht deutlich. Die Schießscharten der Längswände stehen drohend gegen den Stadtgraben. Das ziemlich langgestreckte bedachte Torhaus wird von zwei Rund- oder Achtseitigtürmchen mit Kegeldach oder von Halbtürmchen (Schalen) flankiert. Die vier Raumkörper der Baugruppe Turm, Zwingertor und Türmchen boten ein reizendes Bild, das der Erhaltung im Rahmen der Stadtbefestigung wert gewesen wäre. Das östliche Walltor war ähnlich gestaltet, die flankierenden Türmchen sind hier aber quaderförmig und schon dachlos, das heißt, nicht mehr gepflegt.

Die Basteien.

Von ihnen ist keine mehr erhalten. Th. Scholz spricht von drei Exemplaren. F. B. Werners Überlieferung leidet an einer gewissen Flüchtigkeit, die eine strenge Unterscheidung gegen Mauertürme vermissen läßt und eine ausgiebige und präzise Erörterung verhindert. Friedrich Lucae drückt sich in seinen „Denkwürdigkeiten“ mit der Erwähnung „etlicher Defensions- und Tortürme“ noch karger aus. Die gezeichnete Wiedergabe läßt zwei bis drei gezinnte quaderförmige Ausbauten erkennen, die nur durch ihre gleiche Höhe wie die Stadtmauer das Wesen von moderneren flacheren Befestigungsteilen zur Schau tragen.

Diese letzte Etappe der Haynauer Wehrbautätigkeit findet im Dreißigjährigen Kriege eine Ergänzung durch „mehrents“ aufgeworfene Schanzen, die man jedoch als reine rasch vergängliche Erdwälle für vorübergehenden Gebrauch nicht unter dem Gesichtspunkt einer bastionären Befestigungsweise auffassen kann.



Abb. 41. Südwest-(Rück-)ansicht des Schlosses zu Haynau um 1750.
Zeichnung von F. B. Werner.

Das Schloß.

Das in unsere Tage nur als bescheidener verstümmelter Restteil und als schier unscheinbarstes aller Piastenschlösser überkommene Haus sieht wie die mit ihm verbundene Stadt auf eine an Ereignissen reiche Vergangenheit zurück. Geschichtliche Rückschläge wie die Eroberung durch die Hussiten und der Stadtbrand von 1503 haben den Anlaß zu baulichen Eingriffen gegeben, die ohne diese in die Substanz tief eindringenden Einwirkungen kaum zu energischem Einsatz von Architekten geführt hätten. Denn die strategische Unwichtigkeit des Ortes und eine durch hervorragende Schönheit nicht gerade ausgezeichnete Lage boten keinen hinlänglichen Anreiz zum Ausbau der von der Liegnitzer Zentralfestung stets abhängigen Stadtburg. Als gelegentliches Absteigequartier der Herzöge oder im besten Falle als ständige Wohnung von Herzogswitwen und als dauernder Sitz von des Fürsten bestelltem Vertreter mußte dieses Schloß sich mit einer gemäßen Behandlung begnügen, welche eine gesteigerte bauliche Entwicklung niederhielt.

Eine Zeit der Blüte, soweit sie aus dem Baubefund faßbar ist, war dem Schloß eigentlich nur einmal beschieden, damals, als es zur Wohnung und Residenz des späteren Herzogs Friedrichs III. bestimmt eine seinen architektonischen Zustand abändernde und für die Folgezeit verbindliche Wandlung erlitt. Das Aussehen, das dem Hause damals 1546/7 zuteil wurde, änderte sich in den nächsten Perioden kürzerer oder längerer Hofhaltung, z. B. seines Sohnes

Heinrichs XI. oder der Witwe Friedrichs IV., nicht mehr. Womit nicht gesagt ist, daß innere Umbauten und Modernisierungen ausgeschlossen waren.

Immerhin kann man behaupten, daß die Folgezeit dem Gesamtbestand fortschreitend Eintrag getan hat. Das Aussterben der Piasten bedeutete nach 1675 die Verwendung des Schlosses als Amtshaus und Wohnung kaiserlicher Regierungsbeamten, die das Innere nach Herzenslust ummodelten. Die Ablösung durch Preußen änderte in dessen Funktion nichts, zeitigte jedoch 1831 den Übergang des Grundstückes in den Besitz der Stadtgemeinde, die das Haus dem Amtsgericht zeitweise als Dienstgebäude zur Verfügung stellte.

In die beiden zurückliegenden Jahrhunderte fallen die den Bestand dezimierenden Abbruch- und Umbauprozesse, die vielleicht z. T. als Folgeerscheinungen von Bränden erklärbar sind. Es muß schon jetzt darauf hingewiesen werden, daß für die Bewertung des Schloßgebäudes, wie es heute vor uns steht, Reduzierungen in der Höhen- und Breitenausdehnung einzurechnen sind, die den Grad seiner einstigen architektonischen Größe und Würde heruntergesetzt haben.

Die Rückwand des Schlosses ist Teil der auch hier 1,80 m starken Stadtmauer, deren Richtungsänderung an dieser Stelle im Verein mit der architektonisch ungünstigen Einlagerung des Gebäudes in diesen Winkel erweisen, daß bei ihrer Planung ein Zugeständnis an die Sicherheit der Burg gemacht wurde. Diese wurde trotz ihrer Isolierung durch den sie im Norden und Osten umfließenden und gegen die Stadt absondernden Bach, den heutigen Mühlgraben, in den Schutz der in ihrer Abgrenzung bereits konsolidierten Gemeinde einbezogen.

Die Auswirkungen auf die „mondförmige“ Grundrißgestaltung des Schlosses mußten in doppelter Hinsicht ungünstig werden: Die Einpressung in den stumpfen Winkel der Stadtmauer verhinderte von vornherein die Entwicklung einer ebenmäßigen Raumkörperanordnung im Sinne rechtwinkelig zu einander gestellter Wände.

Eine machtvolle Ausbildung einer architektonisch wertvollen Gestaltung und Fassade war durch die Ungunst der Lage von vornherein unterbunden. Die Vernachlässigung und Verkümmern des Gebäudes mußte nach vorübergehenden Perioden der Pflege zwangsläufig die Folge sein.

Als Erinnerung an die erste massive Burgraumerstellung im Zusammenhang mit der Stadtmauererrichtung ist im Grundriß der schiefwinkelige Abschnitt an der Südwestseite geblieben. Soweit eine sichere Feststellung möglich wird, ist es der mittlere Teil der späteren Raumkörperzusammensetzung. Der nach Osten sich anschließende abgetragene Flügel, an dem an der Nordostecke des Mittelteiles stehengebliebenen Mauerstück erkennbar und an der Schiefwinkeligkeit des Grundrisses beteiligt, könnte unter Umständen den einst mittleren Bestandteil der Burg an Alter noch übertroffen haben. Eben weil er so früh dem Untergang anheimgefallen ist.

Mit der Feststellung der ältesten Grundrißform hat die baugeschichtliche Erörterung der gotischen Burg eigentlich ihr Ende erreicht. Das Fehlen oder die Verschüttung von Unterkellerungen der beiden bejahrtesten unregelmäßigen Abschnitte macht weitere Untersuchungen unmöglich. Ein mittelalterlicher wehmäßiger Charakter neben dem starken Bering tritt fast garnicht in Erscheinung. Schützende Türme fehlen, wo wir sie suchen, vor allem an den äußersten Punkten nach allen Himmelsrichtungen. Der von dem Chronisten Th. Scholz erwähnte Rest eines Rundturmes an der Südostecke des Schloßplatzes fehlt auf F. B. W e r n e r s Grundriß und Schaubildchen. Auch der dort sicht-

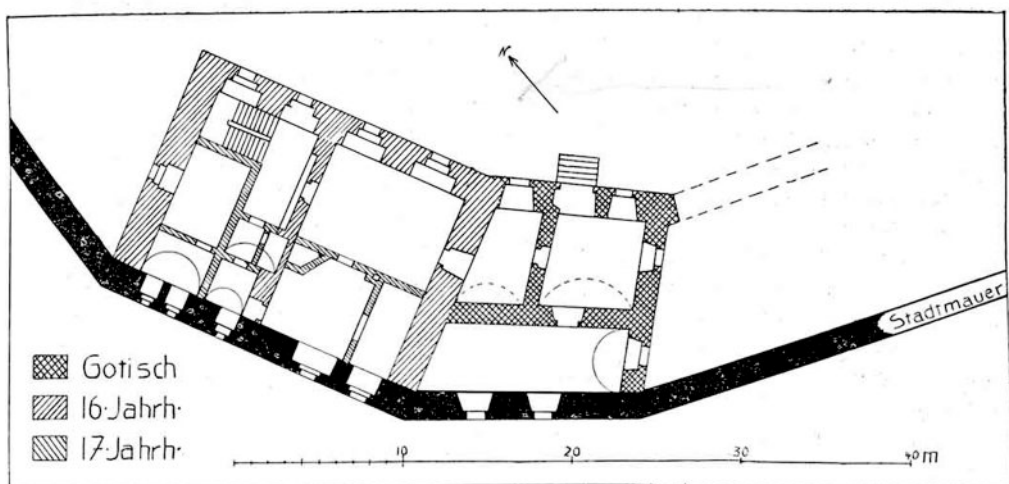


Abb. 42. Grundriß des noch vorhandenen Schloßteiles in Haynau.

bare Helm eines Turmes, der im Hofe gestanden haben müßte, sieht eher aus, als wenn Werner sich versehen und den Turm mit Spitze an Stelle eines Dachreiters gezeichnet habe. Es ist allerdings eine gedruckte Überlieferung vorhanden, daß im Jahre 1510 „ein Turm [Turmspitze] auf das Schloß fiel und Adlige mit Kindern erschlug“. Die Nachricht wird von Th. Scholz auf S. 81 durch Mitteilung einer urkundlichen Notiz aus dem Jahre 1558 ergänzt, daß die Stadtverwaltung 40 Malter Kalk dem Herzog leihen mußte zur Erbauung des Turmes mit dem Badestüblein. Jedenfalls können über das Dasein von Türmen positive Angaben erst gemacht werden, wenn durch Grabungen auf dem Schloßgelände entsprechende Fundamente aufgezeigt werden.

Von Heinrich XI. wird überliefert, daß er vor das Schloß eine Mauer mit gewölbtem Tore baute. Demnach hätte bis dahin die Abgrenzung gegen die Stadt in einem neben dem Graben laufenden Zaun bestanden. Die genannte gewölbte Durchfahrt ist als Wall- oder Zwingertor aufzufassen, dessen Bau das Vorhandensein eines modernen, wohl schon im 15. Jahrhundert, wie um die Stadtmauer rings geführten Walles erweist.

Das Renaissanceschloß Friedrichs III.

Der stolze und zugleich liebenswürdige Charakter des Bauherren äußert sich in der Aufschrift über dem Eingangsportale und der Einfügung seines und seiner Gemahlin Bildnisses. Form und Ausführung der Porträts halten sich in bescheidenerem Maßstab als bei den Vorbildern Oels und Brieg, in Relief und Brustbildformat. Die vermerkten Zahlen 1546 und 47 verkünden Baubeginn und Ende. Die Erschließung des Renaissancebaues in seinem vollen Umfange muß aus dem Grundrisse, der Rekonstruktion des einstigen Querschnittes und dem erhaltenen Schmuck gewonnen werden.

Das renaissancemäßig geplante Stück des Schlosses ist allein dessen westlichster Teil. Bei dieser Bestimmung darf man sich nicht durch die Tatsache beirren lassen, daß das Fassadenzierstück, die skulptierte Portaleinfassung am Mittelteil — wenn wir den abgebrochenen Ostflügel dazurechnen — sitzt. Dieser zentrale Abschnitt hat hier schon als gotischer Baukörper seine Aussonderung erfahren.

Die Frage, ob an Stelle des Neubaus bereits ein Haus stand, ist mangels erhaltener Unterlagen auszuschalten. Wir begnügen uns mit der Feststellung, daß

der Renaissancearchitekt einen im Grundriß als Rechteck sich scharf abhebenden Baukörper anfügte, der in seiner Unterkellerung mit zwei von Halbzylindern gedeckten Räumen die Disposition für die beiden Wohngeschosse festlegt. Eine Querwand teilt das Erd- und Obergeschoß in je zwei Räume, deren ursprüngliche Wölbungen und Decken infolge der Zimmerhöhenverschiebungen verloren gegangen sind.

Die Fensteröffnungen im Erdgeschoß sind verhältnismäßig breit. Im Obergeschoß ebenfalls, doch ist hier zu beachten, daß diese Wanddurchbrechungen verändert sind.

Auch der nicht mehr vorhandene Ostteil muß der Anpassung an die gesamte Planung und Gestaltung unterworfen gewesen sein. Darauf deutet die Stellung des Portals, dem nach renaissancemäßigen Empfinden die Mitte eingeräumt wurde. Demnach müßte der abgebrochene Teil drei bis vier Fenster Front gehabt haben, deren Sandsteinrahmung derjenigen der Westseite entsprechen dürfte.

Für den einstigen Querschnitt des Hauses können wir an der im gotischen Verbands gemauerten Westgiebelwand Hinweise ablesen. In unbeeinträchtiger Deutlichkeit ragt dort das zugmauerte große breite, rund 2:2,5 m messende Fenster mit Stichbogenabschluß des ersten Stockes etwa zwei Meter über dessen jetzige Decke. Ein zweites ebensogroßes zugesetztes Fenster mit geradem Steinbalkensturz unter Entlastungsbogen im jetzigen Dachgeschoß, ist schwieriger hinsichtlich der Raumzugehörigkeit zu erklären. Die Annahme eines zweiten Obergeschosses stößt insofern auf Widerstand, als das Vorhandensein eines am First angefügten tragenden Unterteiles zu einem Halbzylindererker hinderlich ist, der wohl kaum an der Giebelwand, sondern an dessen Spitze als Wach- und Auslugraum gesessen haben mag. Andere sichtbare Reste eines dritten Fensters und von Mauerverzahnungen an der Südkante sind nicht recht erklärbar, solange die Wand im unteren Teile durch angebaute Schuppen verdeckt bleibt.

Die durch die Auswertung der Giebelwandindizien gewonnenen Aufschlüsse setzen uns in den Stand, das Renaissanceschloß in erheblich stattlicherer Größe und räumlicher Erweiterung zu sehen. Fr. Lucaes aus dem Jahre 1689 stammender Bericht: „Das fürstliche Schloß ist ein hohes, zierlich, weitläufiges, mit vielen großen Fenstern, bequemen Gemächern, auch räumlichen [geräumigen] Sälen anschnliches Palatium“ wird uns jetzt verständlicher.

Im heutigen Grundriß sind eine Reihe von Querwänden und eingefügten Schornsteinen in den großen Zimmern zu sehen. Es sind die üblichen Raumzerstörungen des 17. und 18. Jahrhunderts, die allerdings gemütlichere Stuben hervorbrachten. Die Bestimmung der Art und Verwendung der einzelnen Räume stößt auf Schwierigkeiten, weil uns zum Vergleich diejenigen des abgebrochenen Flügels fehlen. Es ist nicht gut möglich zu sagen, daß gerade im Neubau oder im zentralen Teile die Wirtschaftsräume lagen. Eher sind sie im unbekanntem Flügel zu suchen, vielleicht auch in dem auf dem Schaubild das Schloß überragenden kleineren Hofgebäude. Neubau und Mittelteil waren Besuchern und der Familie reserviert, Hofstube, Kanzlei und Rentamt wollen im Erdgeschoß untergebracht werden. Die Art der Verbindung der Geschosse ist ebenfalls ungeklärt. Die in den Grundriß aufgenommene Treppe ist neueren Datums. Die einstige Belebung der Fassade mit steinernen Laufgängen oder Galerien und Freitreppen wie in Liegnitz, Brieg, Oels u. a. kommt bei der uns bekannten Gestaltungsrichtung des Baumeisters Franz P a r r wohl in Frage. An der Rückwand des Hauses befinden sich in der Höhe der jetzigen Fensterbrüstungen des

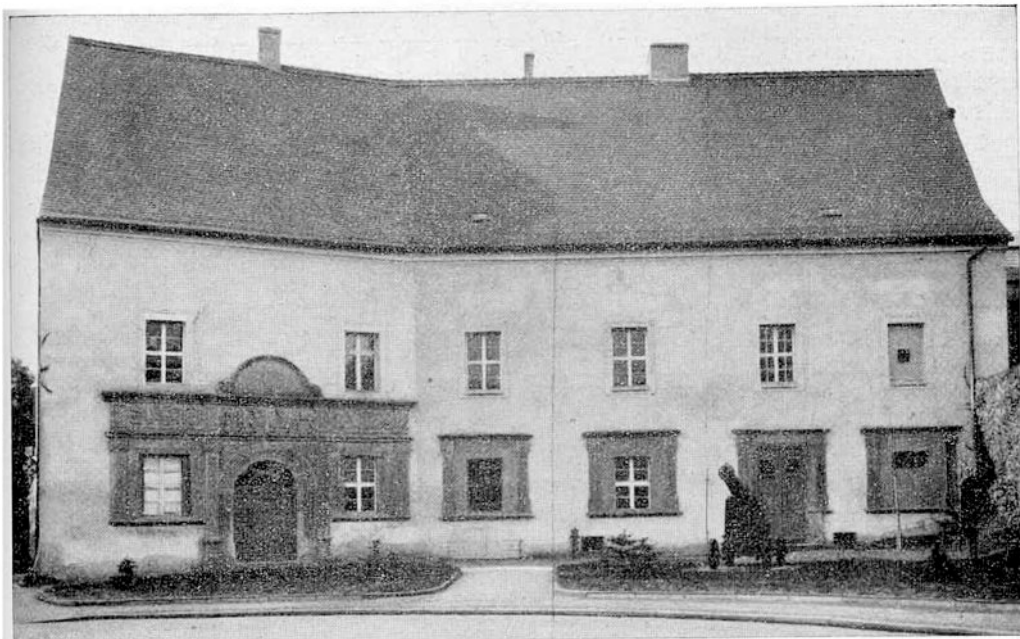


Abb. 43. Vorderansicht des Schloßrestes zu Haynau.
Aufnahme des dortigen Heimatmuseums.

ersten Stockes, d. h. also in früherer Fußbodenhöhe an der Außenwand Kragsteine von zwei abgerissenen Abtrittkern, die nicht mit Gußkern zu verwechseln sind.

Die Ausstattung der Front mit ihren schon von Hans Lutsch gebührend gewürdigten und in sein Bilderwerk aufgenommenen Umrahmungen von Portal und Fenstern hat sich als einziges Zeichen der ehemaligen Schloßbedeutendheit ziemlich unversehrt erhalten. Die durch einen breiten Architravfries nebst krönender Halbkreisinschrifttafel zusammengefaßte Portal- und Fenstergruppe des Mittelteiles zeichnet sich durch reiche Ornamentierung auch der Flächen der korinthisierenden Pilaster gegenüber den undekorierten Pilastern der vier Fenster des Westflügels aus. In das Rankenwerk der Füllungen und Portalarchivolte mischen sich naiv modellierte Menschenköpfe und Leiber, die in ihrer unbeholfenen Formgebung bezeichnend für den in meiner „Renaissanceplastik“ bereits als Autor genannten Liegnitzer Bildhauer Valentin Hofmann sind. Seine Sprache ist einfältig aber herzlich, die Brustbilder des Herzogpaares sind lebenswahr und ungekünstelt gezeichnet. Das Relief ist flach und mehr linear als plastisch behandelt. Die Urheber der vorhandenen Steinmetzzeichen sind Steinmetzgesellen gewesen, welche die Werkstücke in ihrer Architektur für den Bildhauer zurechtmeißelten.

Wenn die in dem nicht großen Objekt schlummernde einstige architektonische Bedeutung in ihrer Vollständigkeit erkannt wird, dann muß auch die Frage nach ihrem Urheber fällig werden. Der unbefangenen die jetzige scheinbare Minderwertigkeit aufnehmenden Urteilskraft würde eine solche Frage nicht im Traume einfallen.

Es ist schon bekannt gewesen, daß gerade Haynau noch um 1570 der Wohnort des tüchtigsten unserer schlesischen Renaissancearchitekten und eines kgl. schwedischen Baumeisters war. Daß er in Mecklenburg und Schweden impo-

sante Schlösser erbaute, hat sein Biograph August Hahr bereits 1908 veröffentlicht. Daß Franz Parr auch zum mindesten den Hallenhof des Schlosses zu Brieg geschaffen hat, habe ich in dem zweiten Hefte meiner „Schles. Renaissanceschlösser“ bereits bewiesen.

Die Zusammenstellung des Schlosses Haynau mit diesem Baumeister wäre deshalb gewagt gewesen, als bisher sein frühestes Auftreten in Schlesien erst für 1556 dokumentarisch bekannt war. Es ist mir jedoch gelungen festzustellen, daß er bereits 1549 in Haynau verheiratet war. Diese Tatsache setzt voraus, daß er eine gewisse Zeit in Haynau schon ansässig gewesen sein und als Ausländer sich das Vertrauen der Mitbürger gewonnen haben muß.

Hinsichtlich dieses urkundlichen Beweises seiner ersten Anwesenheit muß vorausgeschickt werden, daß in den unter Rep. 28 im Breslauer Staatsarchiv aufbewahrten Haynauer Stadtbüchern sein Name stets als Borau auftritt. Phonetisch ist diese Schreibung, die übrigens auch bei Jakob Parr in Brieg auftritt, erklärbar, da das vom Ausländer gesprochene dumpfe a und das Doppel-r mit seinem Nachklang ohne weiteres die Form Borau im Ohre des deutschen Kirchen- und Stadtschreibers ergeben konnten.

Die Urkunden lauten: Am Dienstag nach Margarete 1549 „stund Frau Hedwig, Georg Dörfferin, vor dem Rat und bekannte durch Franz Borau ihren Eidam und gebetenen Vormund, daß sie ihr Haus und Hof zwischen Matz Seifert und Hans Arlat gelegen erblichen verkauft hat Hansen Neukirch . . . für 400 Mark.“ Am Sonntag nach Galli des nächsten Jahres „bekannte die Jorg Dörfferin, in Beisein Franz Boraus 50 Mark . . . erhalten zu haben“. Am Sonntag Assumpt. Mariä 1551 „stund Frau Hedwig, Jorg Dörffers nachgelassene Witwe, vor dem Rat . . . und bekannte durch ihre Söhne als ihre Vormunde, daß sie ihr Haus und Hof an der Ecken bei dem Nidertor neben der Jakob Neumann gelegen erblichen verkauft hat ihrem Eidam Franz Borau. Und hat ihm dies gegeben für fünfhalbhundert Mark . . . und sollt bezahlen wie folget. Daß Franz Borau auf künftig Michaelis zur Erbgulde legen soll 100 Mark, und dann forthin alle Jahre auf Michaelis zu legen 50 Mark . . .“ Am Mittwoch nach Rogat. 1554 folgt die Auflassung an Franz Borau. Schließlich spielt Franz Borau der „Wahle“ und „ausländische Schwager“ noch eine unbedeutende Rolle in einem unter dem Datum des Matthiastages 1557 an die herzogliche Regierung appellierenden Erbstreit, auf den ich hier nicht mehr eingehe.

Durch die Übernahme des Haynauer Schloßbaues von 1546/7, die wir demnach als Tatsache voraussetzen, wird überhaupt erst erklärlich, weshalb gerade Haynau der ständige Wohnsitz Franz Parrs wurde. Die Verheiratung hatte ihn zunächst gefesselt, der Hauskauf war gefolgt. Als Hausbesitzer und Bürger der Stadt war er auch zum Feuerlöschdienst verpflichtet, weshalb er um 1550 unter den Eingeteilten des Viertels am Niedertor, wieder mit der Namensform Franz Borau, auftaucht. Die Geschäftslage des Ortes war insofern günstig, als ihm die von seinem Herzog zugeführten Kunden in Ober- und Mittelschlesien sowieso zufließen und von Niederschlesien die Verbindungen nach den anderen Seiten und fernerer Gegenden günstig waren. Von hier aus erreichte er durch Empfehlung des Brieger Herzogs den Anschluß an Mecklenburg und darauf nach Schweden, wo er in Upsala im August 1580 nach Feststellung A. Hahrs starb.

Seine Tätigkeit in Brieg ist erwiesen, seine Verwendung durch Oberlandeshauptmann Hans Freiherrn von Oppersdorf in Oppeln und wahrscheinlich auch in Oberglogau ist für 1557 und noch später verbürgt. Der Umkreis der Werke des Mannes, der jedes Frühjahr hinaus in die Fremde und in die überseeischen



Abb. 44. Prospekt der Stadt Schönau vor der Mitte des 18. Jahrhunderts.
Zeichnung von F. B. Werner.

Orte seiner Tätigkeit zog und im Spätherbst nach Haynau zurückkehrte, wird sich erheblich erweitern. Ob die Stadt Haynau die Wiege seiner schlesischen Architektenaufbahn war, ist zweifelhaft, die Ehre, daß er jahrzehntelang ihr Bürger und der Erbauer ihres der Rekonstruktion würdigen Schlosses war, bleibt ihr gewiß.

Stadt Schönau an der Kaßbach.

Als Sitz eines Landrates zwischen 1818 und 1932 verfügt die verhältnismäßig wenig über ihre ursprüngliche Peripherie gewachsene Stadt über eine gewisse Autorität, die sich nunmehr ausschließlich auf den begründeten Ruf als anmutiges Land- und Bergstädtchen inmitten eines von Höhen umschlossenen Flußtales beschränkt. Ackerbürger stellten zu allen Zeiten einen gewichtigen Teil ihrer Bevölkerung, die aus der Umgebung wie aus der Lage an der Straße von Goldberg nach Hirschberg ihren auf Gewerbefleiß und Handel basierenden Lebensunterhalt zog.

Eine neuere Chronik von Pfarrer Julius Seidel ist nach Chr. A. Kettners „Stadt- und Kirchengeschichte“ von 1841 ungedrucktes Manuskript geblieben. Einen Auszug davon hat Konrad Urban 1927 seinem Heimatspiel „Die Hexe von Schönau“ beigegeben. In zwei Aufsätzen im 61. und 62. Bande des „Wanderers im Riesengebirge“ befaßt sich Hermann Uhtenwold mit der Entstehungsgeschichte von Schönau und mit verfallenen Burgen der Umgegend.

Der Mangel an einem maßstäblichen Grundriß der Stadt erschwerte meine Untersuchungen erheblich. Die recht sachliche Hilfe von Stadtobersekretär Alfred Unger in der Beschaffung eines Ersatzgrundrisses und durch manche Auskunftserteilung mußte unter diesen Umständen doppelt angenehm werden.

Die Stadtgeschichte hat das Jahr 1295 oder eines der kurz vorangehenden als Gründungstermin erhalten. Herzog Bolko I. wird als Begründer oder zum mindesten als Freund der Stadtentstehung hingestellt.

Die Aussage der ältesten Urkunde der Stadt, ihres Grundrisses, ist in allen bisherigen Erörterungen schlecht weggekommen. Bei dem geringen Ortsumfange war die Aussonderung der unorganisch angewachsenen Stadtgebiete nicht besonder schwierig.

Die Planung und Befestigung der Stadt.

Wie in Haynau und Goldberg ordnet sich der Stadtraum in den Umfang einer langgestreckten Ellipse ein. Die Hauptachse ist die Richtung der beim Eintritt sich gabelnden und beim Ausgang sich wieder vereinigenden Durchgangsstraße von Hirschberg nach Goldberg entsprechend eine östlich-westliche, genauer eine südöstlich-nordwestliche. Die Teilung dieser Hauptverkehrsader an den

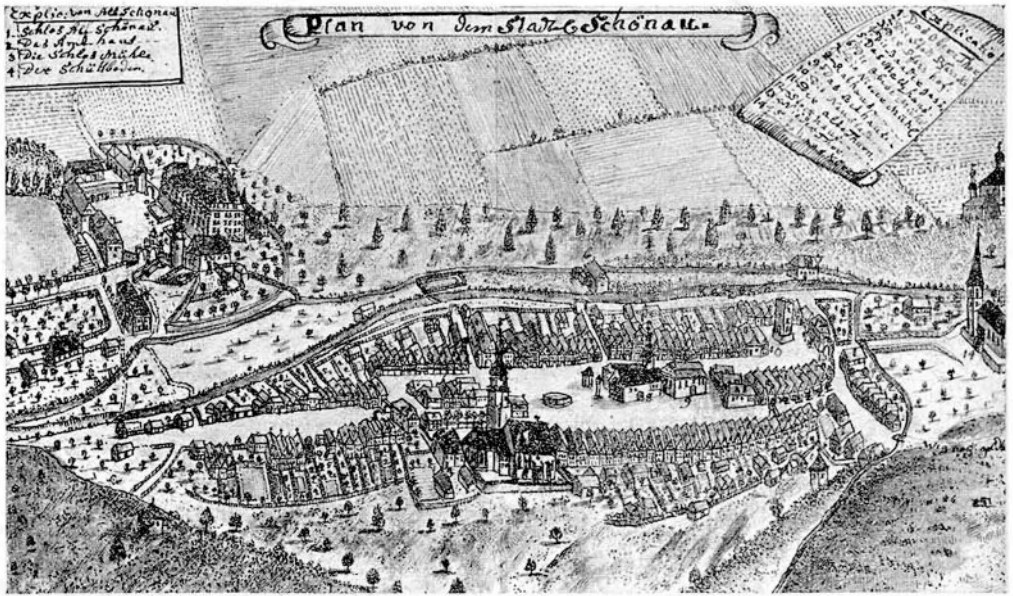


Abb. 45. Ansicht der Stadt Schönau a. d. Katzbach, links oben das Schloß Altschönau. Zeichnung von F. B. Werner.

Toren zeitigte eine erhebliche Länge des wie im Angerdorf von ihr eingeschlossenen Raumes, des Marktplatzes, der trotz zweier nachträglich eingefügter Wohnblöcke die immer noch respektable Ausdehnung von 200 m bei einer Durchschnittsbreite von 40 m behielt.

Die Stadtperipherie ist auf der langen Südseite durch den Flußlauf eindeutig in klarer Linienführung bestimmt. Dadurch erhalten wir das Maß von 50 bis 60 m für die Blocktiefe. Da im gesamten Nordosten eine Verschiebung des Altstadtumfanges bis auf den Abhang des benachbarten Humberts hinauf im Laufe der Jahrhunderte stattgefunden hat, muß bei der vorauszusetzenden üblichen Symmetrie des Stadtgrundrisses bei seiner Absteckung das Maß der Tiefe der auf der Südseite gelagerten Wohnblöcke hier abgetragen werden. Die Gewinnung der anfänglichen Begrenzung auf den Schmalseiten wird durch die Stellung der beiden Tore geregelt. Der Einschluß des Friedhofblockes mit Kirche oder Kapelle verlangt dessen Beschränkung auf einen kleineren südlichen Block im Rahmen der ursprünglichen Stadtausdehnung. Erst die Erstellung des reifen gotischen, mächtigen Kirchenkörpers sprengte im Nordosten den Umfang der Ellipse mit einer Ausbuchtung, die ihrerseits wieder der allmählichen Verschiebung der gesamten Nordostfront Vorschub leistete.

Das Rathaus und seit 1747 die evangelische Kirche, zunächst als kleines Bethaus daneben gestellt, bilden das Stadtzentrum, dessen Bild das des Gesamt-raumes beherrscht.

In der abgebildeten Grundrißentwicklung der Stadt bemerken wir im Westen einen Burgplatz, der also Einordnung eines landesherrlichen Sitzes in den Stadtumfang bedeutet. Ob diese **Burg** bereits bestand, als der Planungsprozeß vor sich ging oder ob ihre Gründung einen Teil dieses Vorganges bildet, ist schwer zu entscheiden. Urkundliche Belege für die Existenz einer Burg vor dem Stadtgründungsstadium fehlen. Ihre in der Regel nicht übliche Einbeziehung in die anfängliche Stadtperipherie wäre durch den Mangel an geeignetem Gelände in dem beengenden Tale erklärbar. Im Grunde genommen

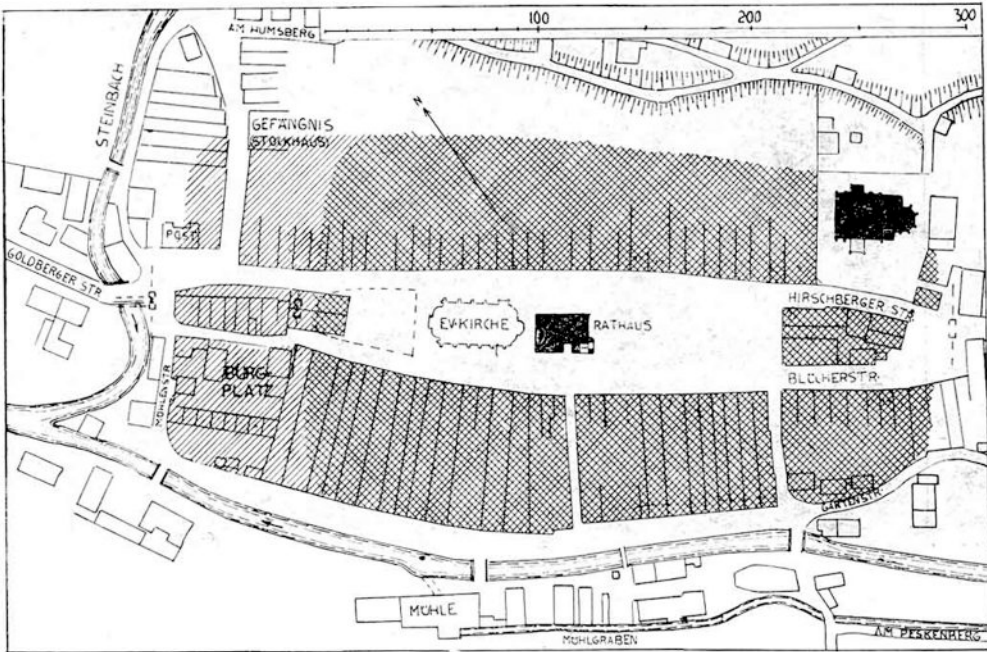


Abb. 46. Grundrißentwicklung der Stadt Schönau an der Katzbach.

hängt diese Frage mit dem noch ungelösten Problem der historischen Reihenfolge der zur Ausführung benutzten Planungsnormen zusammen. Die mit der Stadtabsteckung gleichzeitige Vornahme der Burggründung erscheint mir wahrscheinlich. Sie fand in Hinsicht auf die von den Landesherren stets angestrebte Beaufsichtigung des Durchgangsverkehrs statt, hier in der Nähe des Goldberger Tores südlich vom Zusammenfluß von Katz- und Steinbach. Die Existenz dieser Burg ist von derjenigen der nahen früheren zu Altschönau nicht abhängig, hat aber unter der Wucht des größeren älteren und in seiner Entwicklung unbehinderten Rittersitzes Einbuße erlitten und ist infolgedessen seit dem 16. Jahrhundert in den Organismus der Stadt aufgegangen, die sie 1534 käuflich erworben hatt.

Die im Anfangsstadium der Stadt als gewiß anzusetzende Befestigung bestand, dem Charakter der gerundeten Peripherie entsprechend, in einer Wall- und Plankenumwehrung. Die Rolle des Grabens übernahm auf der Südseite die Katzbach, im Westen der Steinbach, dessen Lauf im frühen Mittelalter anscheinend ein anderer war. Zum mindesten bestand zwischen Katzbach und Unterlauf des Steinbachs eine Grabenverbindung an der Nordperipherie der Stadt entlang, deren Linie dort unmittelbar jenseits der in meiner Grundrißentwicklung der Stadt angedeuteten Grenze zu suchen ist. Die Kassierung und Verfüllung des Nordostgrabens gehört zu der wohl im 14. Jahrhundert einsetzenden Negierung einer Aufrechterhaltung der Stadtbefestigung in dem kritischen Stadium, als die Frage der Erstellung eines massiven Mauergürtels akut wurde. Gründe für die Ablehnung sind nicht bekannt. Mangelndes Interesse der Landesherren und finanzielles Unvermögen der Bürgerschaft waren entscheidend. Vom Standpunkt der Verteidigungstechnik aus kann als hinderndes Moment die unmittelbare Nachbarschaft des Humberges geltend gemacht werden. Die bedrohende, bei der Stadtabsteckung nicht beachtete Überhöhung des anstoßenden



Abb. 47. Schloß in Altschönau von F. B. Werner um 1740. Zum Teil unrichtige Darstellung. Geländes auf der Nordseite machte den Wert einer Stadtmauer auf die Dauer illusorisch.

Die beiden **Tore** auf der Ost- und Westseite treten auf der abgebildeten Stadtansicht F. B. Werners als einfache massive oder hölzerne Rechteckwände mit Rundbogendurchbrechungen auf, wie sie sich in dieser bei Erneuerungen oft angeglichenen Form aus der Zeit der Erd-Holzbefestigung erhalten haben mögen. Der Deutlichkeit halber habe ich die Tore in meiner Grundrißentwicklung als Türme eingetragen.

In der Nähe des Niedertores steht auf F. B. Werners Stadtansicht auf freiem Platz ein etwa dreigeschossiger Turm auf quadratischer oder rechteckiger Grundfläche, ohne Dach, aber mit gezinnter Brüstung. In der dazugehörigen Legende nennt ihn Werner den „Alten Turm“. Seine Identifizierung mit einem Torturm ist nach Auskunft des Stadtgrundrisses nicht angängig. Sein Abbruch erfolgte anscheinend noch im 18. Jahrhundert. Mit Recht ist er von der örtlichen Geschichtsforschung dem einstigen Gebäudekomplex der mittelalterlichen **Burg** zugeschrieben worden. Wie die ganze gesamte Stadt noch auf F. B. Werners Bild aus Bürgerhäusern in Fachwerkausführung bestand, so dürfen wir auch die Wohn- und Wirtschaftshäuser der Burg in gleicher Art annehmen, in deren Umgebung der Turmquader als einziger Steinbau stand. Ob der Burgbering auch massiv war, entzieht sich der Kenntnis, solange nicht durch Beobachtung von Grabungsergebnissen am heutigen Burgplatz aufklärende Resultate erzielt werden.

Weiterhin nach dem Bahnhof zu, wenig vom Niedertore entfernt, steht die alterwürdige, in den Formen des Überganges von der Romanik zur Gotik erbaute Johanneskirche, deren bruchsteingefügte Friedhofsmauer wie ein trutzhafter Bering dasteht. Schießscharten fehlen ihr aber, eine zugesetzte Nische mit 1,20 m breiter Überwölbung an der Südostecke scheint kaum eine solche zu verraten.

Schloß Altschönau.

Das seit 1929 eingemeindete, vom Obertor der Stadt wenig entfernt liegende Schloß hat von seiner mittelalterlichen wehrhaften Gestaltung fast alles und

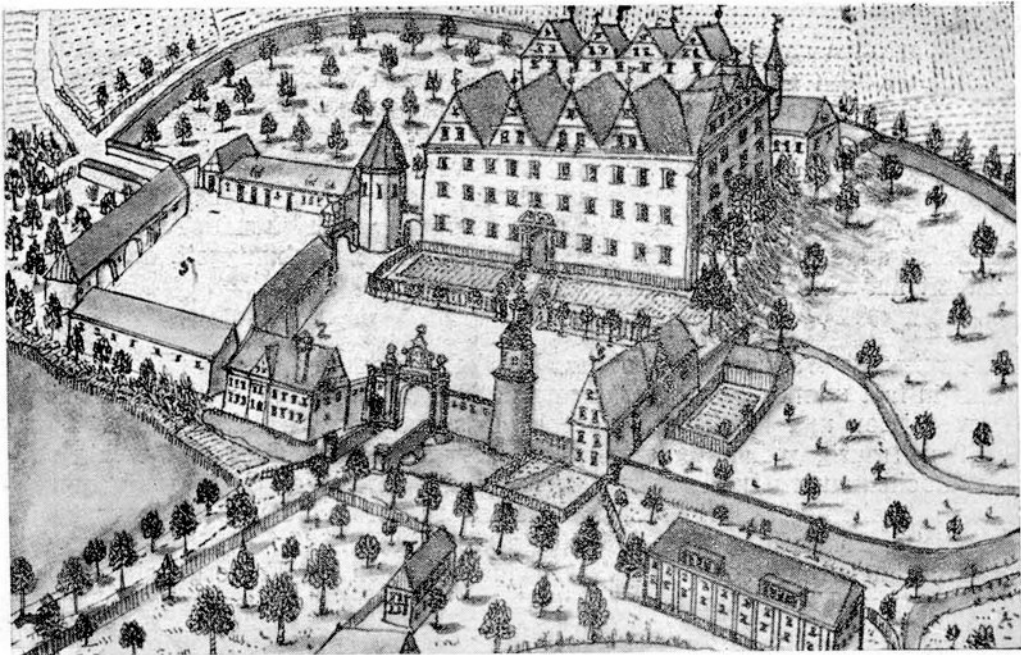


Abb. 48. Schloß in Altschönau von F. B. Werner um 1740.

von seiner späteren renaissancemäßigen Haltung vieles abgestreift. Nach dem Abbruch von vier Achsen hat es auch seinen malerisch wirkungsvollen, in zwei Giebel- und Satteldachreihungen aufgelösten oberen Abschluß eingebüßt. Ebenso sind die haubengekrönten Rundtürmchen, die uns noch auf F. B. Werners abgebildeter Schloßansicht auffallen, inzwischen verschwunden.

Hans Lutsch hat in seinem Inventarisationsverzeichnis 1891 Gestaltung und Schmuckformen des umfangreichen Hauses einschließlich des unmittelbar nach dem Schloßum-oder-neubau geschaffenen Hofportals mit Durchfahrt und Fußgängerpförtchen ausführlich behandelt. Von der einst das von Teich und Katzbach umgürtete Schloßgrundstück einschließenden Bruchsteinmauer hatte er das an das genannte Portal anstoßende, an der Ecke in eine niedrige, auf $\frac{3}{4}$ Kreisfläche stehende Bastei auslaufende Stück vor Augen. Deren innerer Durchmesser kann bei der die Messung störenden Schuttanhäufung auf r. 4 m angesetzt werden, die Stärke ihrer Wand auf 1 m. Drei Schlüsselscharten von 0,55 m Höhe in sorgfältig ausgeführter Steinfassung durchbrechen sie nach drei Richtungen, wie auch drei weitere im anstoßenden Mauerabschnitt, alle im Meterabstand vom jetzigen Niveau. Wenn sich ein Graben davor hinzog, der verfüllt worden ist, standen die Schießscharten über dessen Sohle in einer Höhe von 4 bis 6 m. Dieses Rundell ist auf F. B. Werners Zeichnung das über damals anscheinend doppelt so hohem Zylinderkörper in einer Halbkugelhaube ausklingende Türmchen neben der noch heute im Betriebe befindlichen, mit Renaissancefenstergewänden ausgestatteten Schloßmühle.

Ein zweiter auf dem Bilde sichtbarer Turm links vom Schloß ist jetzt nicht mehr vorhanden, oder es ist, eine nicht selten bei F. B. Werner vorkommende Verzeichnung vorausgesetzt, der Eckturm des neuen Gutshauses, der sich im Kellergeschoß als alter, 7,10 m im Durchmesser breiter Zylinder mit 1,75 m starker Wand und neuzeitlicher Aufstockung erhalten hat. Er liegt freilich 23 m von dem allerdings heute verkleinerten Renaissanceschloß und damals vielleicht nur etwa 14 m entfernt. Ist er mit dem abgebildeten Turm nicht identisch,

dann gehört er als auf höchster Stelle des Schloßgeländes stehender Baukörper und Wartturm zu dem einstigen Mauergürtel, der in weitem Umkreis Hof und Schloß umgab und in seiner Linie trotz des vielen vorhandenen neu errichteten Stützmauerwerkes nur noch als einstige Begrenzung der gesamten auf der Ost- und Nordseite vom Rand eines tief liegenden und einst im Mittelalter überschwemmten Terrains eingefassten Platte verfolgbare ist.

Die zweite abgebildete Schloßansicht mit eigenhändiger Überschrift F. B. Werners ist in mancher Hinsicht unrichtig. Der freistehende Turm fehlt und dafür ist an einer Schloßecke ein Zylinderturm eingeschmuggelt, der in Wirklichkeit nur ein Erkertürmchen war.

Ritter- und Bauernburgen.

Eine reizvolle Wanderung im oberen Katzbachtal am rauschenden Flusse entlang führt in fast unmittelbarer Berührung an Resten ausgebaute Wehranlagen von Herrnsitzen und Kirchhöfen vorbei. Das tragische Schicksal dieser Bauten ist ihre traurig wehmütig stimmende Verwahrlosung, die meist wenig mehr als Sockelmauern und wirr durcheinander liegende Gesteinstrümmer im Dickicht sehen läßt. Bei den Friedhofsmauern versteht sich eine unausgesetzte pflegliche Behandlung von selbst, die allerdings häufig die Beseitigung der Schießscharten und sonstigen Verteidigungsanlagen zur Folge gehabt hat.

Als ältester Herrnsitz und begründeter Wohnort der herzoglichen Familie weist **Röchlitz** auf ausgedehntem Burgterrain wenigstens noch drei ragende Wandteile eines zweigeschossigen, hart am Rande des Plateaus stehenden Wohnhauses auf, die ihm im Volksmund den Namen der „Hedwigskapelle“ eingetragen haben. Die Grundfläche beträgt 4,80:6,50 m, die beiden Seitenwände sind 0,95 und 1,20 m stark, die in hohem Dreieckgiebel ausklingende Südwand ist im Erdgeschoß durch zwei im Stichbogen überwölbte, 1,35 m breite und im Kämpfer 2,10 m hohe und 0,55 m tiefe Nischen gegliedert bzw. im Gewicht und Volumen verringert. Im Obergeschoß treten die Mauern zurück. An der Westwand ist dort ein Fenster mit Überwölbung zu einem Drittel erhalten. Daß es sich nicht um einen durch zwei Geschosse reichenden Kapellenraum handelt, hat bereits Hans Lutsch durch Hinweis auf die Balkenlöcher über dem Mauerabsatz aufgezeigt. Ein stark zerstörtes Gesims mit Wassernasenquerschnitt trennt den Giebel von der Wand, die an der Südwestecke der Dreiecksbasis mit einem Werkstein zu nicht deutbarer Wölbung ausholt. Große Bruchsteine setzen das Mauerwerk zusammen, das an den Ecken durch bindende Quader von einem Fuß Höhe und wechselnden Längen versteift wird. Die Bauzeit dürfte im 15. Jahrhundert liegen. Das Gelände der engeren Burg kann in seiner Ausdehnung auf 35:45 m nach dem stellenweise zutage tretenden Mauerwerk des Beringes geschätzt werden. Daran schließt sich, durch einen Graben getrennt, in westlicher Richtung das Terrain des ebenfalls ummauerten Wirtschaftshofes an. Die Einschließung durch zwei gut verfolgbare trockene Wallgräben beweist die unentwegte Aufrechthaltung und Modernisierung der Wehranlage bis in das 15. Jahrhundert, aus dessen Anfang auch der geschilderte Wohnhausbau stammt. Das Teich- und Überschwemmungsgebiet der Katzbach gesellte sich als wirksamer Schutz hinzu. Das Jahr 1451 mit der durch die Breslauer und Schweidnitzer vollzogenen Zerstörung bedeutet das Ende der stolzen Burg, die schon 1211 als Ausstellungsort einer von Herzog Heinrich I. unterzeichneten Urkunde aus der Anfangsgeschichte Goldbergs bekannt ist und als Mittelpunkt eines Verwaltungsgebietes auch den nach Goldberg fallenden herzoglichen Zoll einzog, bis die Stadt ihn 1385 käuflich erwarb.

Die Porphyrrümpfer auf dem stolzen Kegel des Großen **Willenberges** verraten auch ohne die notwendige Grabung die r. 25 m langen, im aufgehenden Mauer-

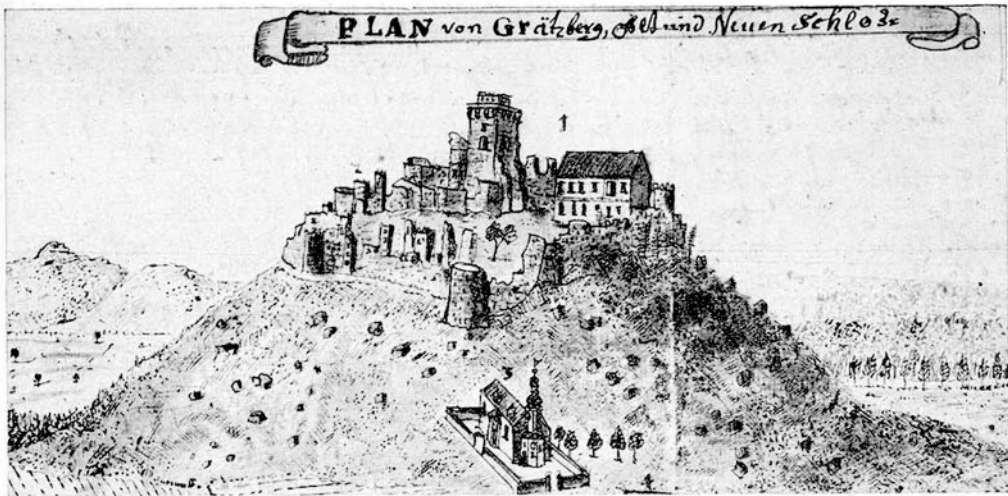


Abb. 49. Die Ruine auf dem Gröditzberg a. d. Mitte des 18. Jahrhunderts von F. B. Werner. Bei Nr. 1 das Barockschloß, unter Nr. 3 die Hedwigskirche.

werk an einer Stelle noch 2 m hohen und 2,20 m starken Umfassungswände eines Burghofes. Die an der Innenseite des Beringes einst stehenden Wohngebäude müssen wir uns als Fachwerkhäuschen vorstellen. Herstellungsmaterial und Bauplatz wurden auf der Bergspitze durch Bruch des zutage tretenden Porphyr gewonnen. Merkwürdig ist, daß ein kleiner Gesteinskegel im Burghof stehen geblieben ist, als wenn der Bau der Burg nicht zuende geführt worden wäre. Da Urkunden hinsichtlich der Besitzer oder Gründer, der im herzoglichen Gefolge auftretenden Herren von Wildberg, nicht vorhanden sind, ist eine solche Annahme nicht aus dem Bereich der Möglichkeit zu weisen. Ein niedrigeres Gelände für den Wirtschaftshof schloß sich nach Südwesten an. Die Verteidigungsfähigkeit der Burg litt unter dem Mangel an einem hinreichend breiten Graben, der die Unzulänglichkeit und Primitivität des massiven Beringes hätte ausgleichen können.

Ein massives Haus in kräftiger Mauer- und Höhenentfaltung ist von der alten Burganlage in dem dicht am Bahnhof Schönau liegenden Spätrenaissanceschloß **Oberröversdorf** verblieben. Der gotische Bau steht ohne organischen Zusammenhang mit dem auf U-förmiger Grundfläche gelagerten Raumpörper angelehnt an dessen innerer Langseite. Unbekannte Gründe haben ihn 1603 bei dem Schloßneubau vor dem Abbruch bewahrt. Wände von 2:13 m Länge und 2,20 m Stärke trugen noch über vier Geschossen einen „ausgekragten Umgang“ nach Hans Lutsch' Beobachtung im Jahre 1889. Seitdem ist der „Umgang“, mit dem eine Wehrplattenbrüstung gemeint ist, verschwunden und durch eine imitierende Zinnenreihe ersetzt worden. Eine Fensterumrahmung im zweiten Obergeschoß mit Fasen und Hohkehle und steinernen Nischensitzen erzählt von Umbautätigkeit an dem schon älteren Quader im 15. Jahrhundert zur Zeit der besitzenden Familie Nimptsch, deren Wappen über dem Fenster unter wagerechter Verdachung sitzt. Der Wallgraben des Mittelalters umgürtet noch das Grundstück, an der vorbeiführenden Kunststraße auf 8 m verengt und deshalb nur an dieser Seite durch eine steinerne Böschungsmauer abgegrenzt.

Ein gleicher massiver Kernbau in den Abmessungen 9,5:11,5 Meter in den Seitenlängen und nur 1,50 m in der Wandstärke steht in **Mittelkauffung** wenig abseits von der Chaussee am Rande eines Hügelrückens, die Mauerzug gerade noch erkennbar, der Rest eines steinernen Wohnhauses in wahrscheinlich

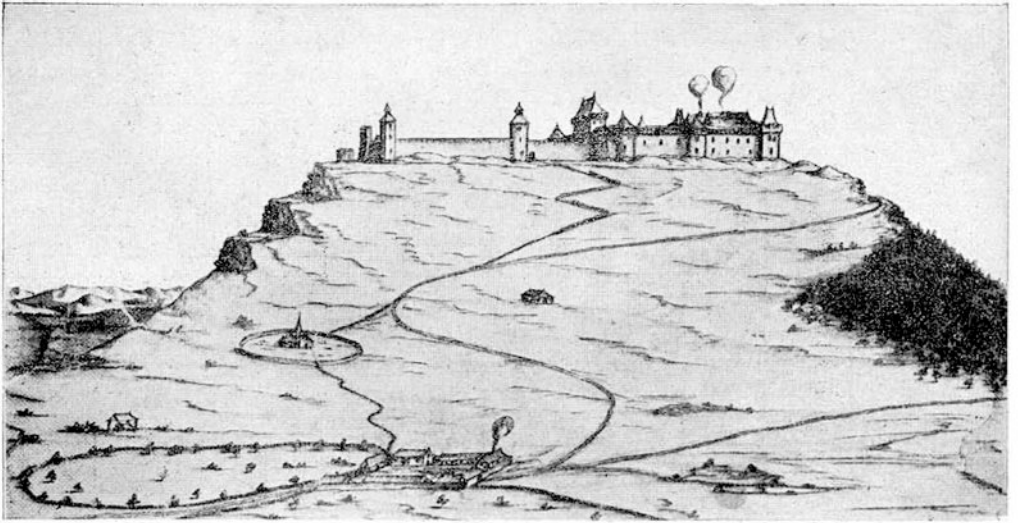


Abb. 50. Die Burg auf dem Gröditzberg. Zeichnung von Val. von Säbisch um 1620.

einstiger Fachwerkgebäudeumgebung. Die Lage auf einem das Katzbach- und ein Seitental scheidenden Höhenrücken und sagenhafte Überlieferungen haben ihm im Volksmunde den festen Namen **Raubschloß** eingebracht. Die Deutung als Wartturm durch Hans Lutsch entbehrt der sachlichen Begründung, denn seine Abmessungen stellen das Gebäude in die Reihe der aus dem dem Plateau entnommenen Baustoff gemauerten Häuser, für das der Bering in Rückständen unter dem Rasen liegt.

Mittelkaufung besitzt noch weitere Befestigungsreste in der Nähe des Bahnhofes Niederkaufung. Zwei Zylindertürme von r. 5 m Durchmesser, etwa 9 m Höhe und nur 0,75 m starken Wänden gehören zu dem primitiven Verteidigungssystem eines Gutes, das um 1815 von unserem bekannten Volkshelden Neidhard von Gneisenau bewirtschaftet und bewohnt wurde. Der 0,75 m starke Mauergrütel, der Park und Dominium größtenteils noch heute in einer Höhe von 2 bis 4 m umgibt, hat mehr den Charakter einer Gartenumfriedung an sich, da Schießscharten nicht zu sehen sind.

In ähnlicher Weise ist das Schloß in **Konradswaldau** mit seinem von Altschönau eine Meile entfernten und abseits von der Katzbach gelegenen Gutshof von einem den Garten mitumspannenden Bering umgeben, von dessen wehrmäßiger Ausrüstung noch ein Eckrundell auf $\frac{3}{4}$ Kreisfläche zeugt.

Als mittelalterliches Bauwerk großen Stiles und Umfanges hat sich allein die Burg auf dem bis 100 m über die Ebene ansteigenden **Gröditzberg** im äußersten Norden des Kreises in einer Verfassung behauptet, daß 1906 bis 1908 ein restaurierender Ausbau durch den bekannten Fachmann Bodo E b h a r d t gewagt werden konnte. Derselbe hat auch im zweiten Halbbande seiner „Deutschen Burgen“ gleichzeitig eine breit angelegte, durch Rekonstruktionsvorschläge erweiterte Schilderung der Ruine und ihrer Geschichte veröffentlicht, so daß nach der noch vorhergehenden und durch kritische Sachlichkeit ausgezeichneten Würdigung durch Hans Lutsch im Inventarisationsband von 1891 eine erneute Darstellung überflüssig erscheinen kann. Daß trotzdem in der Geschichte der Entwicklung und allmählich in Abschnitten vorgenommenen Erbauung der mächtigen Anlage bedeutsame Fragen garnicht oder ungenügend zur Beantwortung gekommen sind, war bei der Ausdehnung des Objektes zu erwarten. Eine Lösung der Probleme hat besondere Schwierigkeiten infolge der Ver-

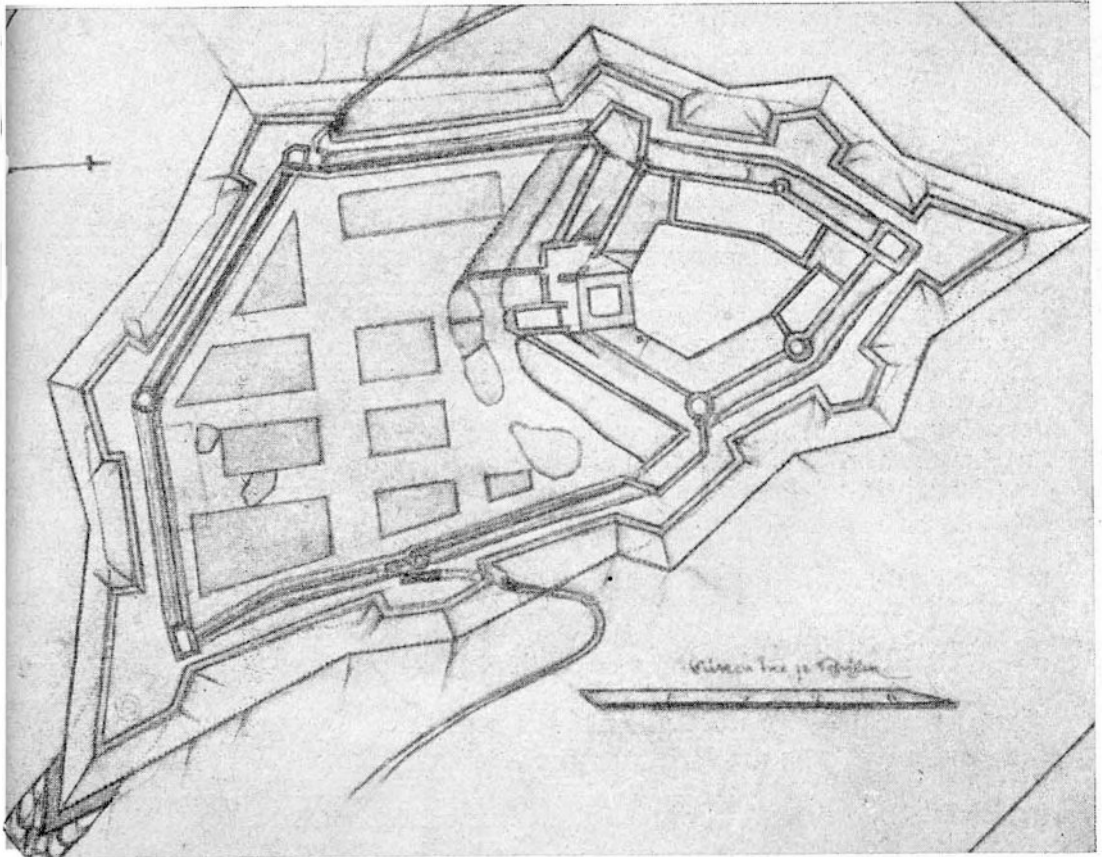


Abb. 51. Grundriß des Schlosses auf dem Gröditzberg mit bastionärem Befestigungs-entwurf von V. von Säbisch. 1652. Die Nordseite an der rechten Bildkante.

wischung aller Spuren im Mauerwerk durch den Ausbau erhalten. Zudem vereiteln andere ungünstige Umstände die Beschäftigung mit der Materie, so daß ich mich hier auf eine Auseinandersetzung in großen Zügen beschränken will. Einen Grundriß hat Bodo Ehardt seiner Studie mitgegeben, den ältesten hat unser Val. von Säbisch 1619 für seinen ersten bastionären Befestigungs-entwurf gemacht.

Die Richtung des isoliert in der Ebene stehenden Hügels, eines Vorpostens des Riesengebirges, ist eine nordsüdliche. Die erste, eigentliche Burg, die durch die Unterzeichnung der für Schlesien so wichtigen Klostergründungsurkunde von Leubus im Jahre 1175 zeitig berühmt geworden ist, lag auf dem Nordteil. Ihre Peripherie im Stadium der Erde-Holz-Befestigung war eine elliptische, die sich im Wandel zur massiven Umgürtung in eine entsprechend regelmäßig polygonale in rautenähnlicher Form mit der schlankeren Spitze nach Norden änderte. Die beiden längeren Seiten des Nordabschnittes weisen je eine Brechung auf. An der Nordwestseite liegt der die Brechung mitmachende ausgedehnte Palas, an der Südspitze steht der mächtige, jedoch nicht zur Flankierung vorgeschobene Quaderturm. Dagegen wird die Nordspitze durch einen auskragenden, über Eck gestellten Turm auf Rechteckbasis gesichert. Anscheinend ist es ein ältester massiver Bestandteil der Anlage an deren steilstem Abhänge, der ursprüngliche Bergfrit. Außer diesen drei ragenden Hauptgebäuden ziehen sich niedrigere Häuser aus allen Jahrhunderten an der Mauer entlang, darunter an

der Ostseite auch der „Alte Stock“, das früheste massive Wohnhaus der Burg. Drei Rundtürme und ein zylindrischer Halbturm an den vier freien Ecken aus dem spätesten Mittelalter vervollständigen das Bild der gotischen Burg, die in einem eng anliegenden trockenen Graben einen zweiten äußeren Schutzgürtel besaß.

Die schriftlich dokumentierte Baugeschichte der Burg beginnt mit dem 4. 11. 1473 mit einem zwischen Herzog Friedrich I. und drei Meistern geschlossenen Verträge, in welchem der in Breslau zwischen 1465 und 93 tätige Maurer Blasius Rose, der Liegnitzer Maurer Bartholomäus Bloesch und der Görlitzer Steinmetz H. Trauernicht es übernehmen, den „Torm auf S. Jorgenberge, etwan dem Gradesberge genannt, in aller Maße, als er angehaben [angefangen] und also hoch [wie] der keulichte Torm of Seiner Gnaden Slos zu Legnitz, als man in die Stadt gehet, ist, und mit einer sulchen Herrenwehre [Wehrgang], als der selbige Torm hat, und auch also hoch obir [über] der Herrenwehre, also der selbige Torm ist [. . . .]“, zu bauen. Zu bachten ist, daß der Bau bereits angefangen war. Wie lange er in diesem unfertigen Zustande belassen worden war, ist unbekannt. Man kann mutmaßen, daß der französische Meister, der 1415 dem Liegnitzer Hedwigsturm durch die kühne Konstruktion des Wehrganges und den eingezogenen Oberteil die keulenförmige Form gegeben hatte, auch den Entwurf zu dem Gröditzberger Torturm gemacht hatte, nach welchem jetzt die Fertigstellung erfolgen sollte. Der unterste, 16:16 m in der Grundfläche messende und mit 4 m starken Wänden ausgestattete Abschnitt des Turmes mag älter, vielleicht spätromanisch sein. Jedenfalls besaß er im Verteidigungssystem die besondere Rolle des Schutzes des Tores, das westlich neben ihm liegt. Er erlangte eine Höhe von 22+4 m ohne Dach.

Die Baubeschreibung des Palas erübrigt sich angesichts der bis in die letzten Einzelheiten eindringenden Erörterung Bodo Ehardts. Seine Baugeschichte freilich ist noch einmal zu schreiben. Die Einheitlichkeit hat der mit Wänden von 4 bis 6 m erstellte, r. 15:45 m in der Grundfläche messende dreigeschossige, aus älteren und neueren Teilen zusammengeschweißte Raumkörper erst im Anfang des 16. Jahrhunderts erhalten. Ein hervorragender, von Herzog Friedrich II. in Dienst genommener Baumeister und Festungsingenieur aus Görlitz, Wendel Robkopf, Schüler des Benedikt Ried von Piesting, ist auch durch das ausgemeißelte Datum 1522 nebst Namen an einer Türeinfassung legitimiert. Er ist es auch durch die Handschrift seiner Kunst, die in den reichen Stern- und Netzgewölben der beiden zu gewaltigen Sälen ausgebauten Obergeschosse einen großartigen Niederschlag gefunden hat, die deren Verwandtschaft zu dem im Prager Wladislaussaal offenbarten Stil seines Lehrers nicht verleugnet.

In welchem Umfange der Görlitzer Stadtbaumeister an der Ausgestaltung der zahlreichen Wehrgänge, die auch den Dachrand des Palas umsäumen, sowie weiterer Verteidigungsanlagen beteiligt ist, wird meine hier wie in Görlitz abzuschließende Studie über diesen Architekten noch erbringen. In Betracht kommen hier vor allem die beiden weit vorspringenden, an der Stirn gerundeten Basteien oder Batterien, die im Westen und Osten den Abschluß eines der Burg südlich vorgelegten Zwingers bilden. Ihre Erbauung bedeutet, nachdem schon im 15. Jahrhundert eine Rechteckbastei mit abgeschrägten Ecken vor Turm und Tor erstellt worden war, das Ende der wehrmäßigen Modernisierung der Burg, denn ein bastionäres System, wie es Valentin von Säbisch 1619 und 25 ausarbeitete, kam nicht zur Ausführung. Dieser Zwinger ist das Übergangsglied zu der in der Grundfläche doppelt so großen Vorburg, die mit dem ersten zu passierenden Torhaus und zwei Ecktürmen den Raum für Mannschafts- und Wirtschaftsgebäude umschloß und aus seinem Schoße das



Abb. 52. Torhaus mit Gußker über der Einfahrt des Wehrkirchhofes zu Neukirch.
Aufnahme von Direktor Bauer.

Baumaterial an dort gebrochenen Basaltsteinen für die gewaltigen Häuser- und Beringmauern geliefert hatte.

Der enge Raum, den die **Wehrkirchhöfe** in der Behandlung des Goldberger Kreises einnehmen, wird durch ihre offensichtlich vorangehende Zerstörung und Beseitigung bedingt.

Auch die stark defekte, etwa 1 m starke Friedhofsmauer in **Neukirch** hat ihre Schießscharten bis auf zwei westlich des Einganges befindliche eingebüßt, obwohl gerade diese im Mittel- und Nachmittelalter einen ausgesprochenen Verteidigungscharakter besaß. Das aus zwei 1,50 m starken und 4,80 m langen Bruchsteinwänden mit schmalem Anschlag für die starken Torflügel gestaltete, 5,30 m breite Eingangshaus verrät durch seine im Oberschoß drohend vorragende, auf zwei zum Dreieck vorstoßenden Eichenbalken aufgemauerte pyramidale Pechnase den energischen Abwehrwillen der Dorfbewohner. Und dieser fällt um so mehr als deren Eigenbestreben auf, als der Friedhof unmittelbar neben dem mit seinem noch zum Teil erhaltenen Graben geschützten Schlosse ein mittelalterliches Verteidigungssystem für sich darstellt. Die Steigerung der Verteidigungsstärke der Bauernburg durch einen breiten, wahrscheinlich trockenen Graben wird besonders auf der Westseite gegen das dort gleich hohe Gelände deutlich. Die beiden in senkrechten Schlitzenauslaufenden, verschieden großen Schießscharten zu beiden Seiten des Torhauses sind auf der Innenseite Öffnungen von 50:65 und 40:35 cm Höhe und Breite und sind mit langen Steinen bedeckt. Der auf der Südseite sichtbare, auf der Innenseite im Stichbogen, außen spitz gewölbte und halb verschüttete Friedhofsmauerdurchbruch ist eine mittelalterliche Pforte nach dem Schloß zur Benutzung für dessen Bewohner gewesen.

Kreis Lüben.

Heideland wechselt mit weiten Strichen gepflegten Gemüsebaus. Sanft anschwellende Höhenrücken im Südwesten und Norden grenzen gegen die Kreise Glogau, Bunzlau, Goldberg und Liegnitz ab. Im Osten verliert sich die natürliche Grenze in der Steinauer Ebene. Der Pilz bei Kostlitz, der sich zu 215 m aufschwingt, spielt, eine Meile von Lüben nordwärts entfernt, dort die Rolle wie etwa der freilich mehrfach höhere Zobten für Breslau. Massive Befestigungsreste haben sich aber hier noch nicht feststellen lassen. Trotz der nicht gerade spärlichen Bewässerung des Gebietes macht sich der Mangel an einem bedeutenderen Flußlauf in Hinsicht auf die Entwicklung von Verteidigungsanlagen fühlbar.

Die 1932 vorgenommene Verstärkung des Kreises durch das Gebiet von Raudten hat den Umfang der wehrhaften Orte mit der Einverleibung der Stadt nicht erweitert. Der Sitz der Kreisbehörde bestreitet daher im wesentlichen die Belange unseres gegenwärtigen Interesses.

Stadt Lüben.

Eine breite Lindenstraße mit schlanken Laternenmasten führt vom Bahnhof in die saubere Stadt, deren unterwegs zum Marktplatz weisendes Wahrzeichen der mit hohem Schneidendach abschließende Stadtmauer- und Glockenturm der massigen spätgotischen Kirche ist. Andere niedrigere, in ihrer heutigen Fassung eine gewisse sorgfältige Behandlung verratende Mauertürme werden beim Rundgang sichtbar, auch ein sauber abgeputzter nicht allzu hoher Torturm an der Ausfallstraße nach Glogau. Das Mittelalter als schaffende Zeit des Stadtaufbaus hat in gewissen Grenzen sein Recht bis auf den sehr mißhandelten Burgbezirk in dem jetzigen Rahmen des Ortes beibehalten, der als Neugründung der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts neben der älteren Gemeinde gleichen Namens 1319 jene als zu deutschem Recht bestehende Stadt zugewiesen erhielt.

Die Entwicklung der deutschen Stadt hat 1924 Pastor Konrad Klose in seiner Ortschronik auch mit einigem Verständnis für die Befestigung veröffentlicht. Der besonders für das Burggebiet schmerzliche Ausfall von älteren Stadtgrundrissen wurde durch Auffindung eines Stadtmauerplanes aus der Mitte des 19. Jahrhunderts durch tatkräftige Mitwirkung von Stadtoberinspektor Wilhelm Seiffert gemildert. Der sorgsam betreuende Stadtbau- und Freund der vergangenen Baukultur, Hans Keller, erwies sich auch meinen Untersuchungen gegenüber als interessiert entgegenkommender Förderer.

Der Mangel an älteren Stadtansichten fällt schwer ins Gewicht. Vom selten versagenden Architekturzeichner F. B. Werner haben wir nur einen Prospekt geerbt. Leider ist es mir bisher nicht gelungen, die von Klose auf Seite 32 seiner Chronik erwähnte älteste Stadtansicht von 1613, die zu seiner Zeit aus der früheren Begräbniskirche widerrechtlich in Privatbesitz kam und weithin auswärts mitgenommen wurde, aufzufinden.

Der Stadtgrundriß vor der Massivbefestigung.

Der Absteckung der deutschen Stadt abseits von einer schon vorhandenen älteren Gemeinde auf dem sich nordostwärts erstreckenden Vorgelände der landesherrlichen Burg gehört zum Gründungsakt, dessen Datum wir nicht wissen, das wir aber ruhig in das erste oder zweite Jahrzehnt nach der Mongolenabwehr setzen dürfen.

Die Symmetrie der ersten Stadtausdehnung war eine vollkommene. Vom rechteckigen Marktplatz aus schieben sich die Wohnblöcke je 70 m nach Nordwesten und Südosten und je 80 m nach Nordosten und Südwesten. Im Nordwesten lag das der Entstehung nach erste Glogauer Tor, die Durchfahrt durch den umschließenden Wall weiter südlich, im Zuge der Quergasse nördlich der Pfarrkirche. Der Streifen am Nordwestrand gehörte zum Raume der Stadt erst nach deren Erweiterung infolge der Errichtung des massiven Beringes.



Abb. 53. Ansicht der Stadt Lüben von F. B. Werner um 1750. Links Turm und Kapelle der Burg.

Der für Friedhof und Kirche ausgesparte Block lag unmittelbar an der Nordwestecke, vom Marktplatz durch eine Reihe von Blöcken getrennt und auf den beiden Außenseiten vom Wall begrenzt. Ein Holzkirchlein gab den Gräbern zunächst genügend Platz.

Die wichtigste Ausfallstraße, die nach Liegnitz, lag unmittelbar unter den Augen des Burgherren. Eine kreuzende Achse war anscheinend nur nach Osten in Richtung auf Steinau entwickelt, der Abschnitt nach Westen, die heutige Bahnhofstraße, lief gegen die Stadtmauer und besaß im Gelände außerhalb keine Fortsetzung. Demnach haben wir es mit einer Dreitoranlage zu tun, wenn auch die Westdurchfahrt im Stadium der Massivbefestigung kassiert worden sein kann.

Für die Bewässerung des Wallgrabens, der in üblicher Weise die Burg absonderte, sorgte der von drei Quellbächen gespeiste Kalte Bach, der heute nur noch den Südosten der Altstadt berührt.

Die gerundet-elliptische Peripherie der Anlage entspricht dem Charakter der Wallbefestigung. Auf der Südseite ist eine die Grenzlinie in ihrem normalen Verlauf abbiegende Beeinträchtigung durch die Nachbarschaft der Burg aus der abgebildeten Grundrißentwicklung ersichtlich. Der Altstadtkern ist in meiner Rekonstruktion durch dessen Schraffierung verdeutlicht.

Die erste **Erweiterung** des ursprünglichen Stadtraumes fällt in den erneuten Planungsvorgang unmittelbar vor dem Stadtmauerbau. So unerheblich auch die Vergrößerung der Stadtgrundfläche war, denn sie umfaßt in der Hauptsache den Streifen nördlich des Kirchplatzes und der Enden der beiden Glogauer Straßen bis zur Stadtmauer, so ist sie doch beachtenswert. Deren Tiefe war gleich der Entfernung des neuen Glogauer Tores vom ersten, d. h. also etwa 20 m. Sie ist wichtig und interessant, einmal als Zeichen der Entwicklung der Stadt in ihrem frühesten Stadium, und zum anderen als Faktum und Teilercheinung des damit verbundenen Herganges der Mauererstellung.

Eine **zweite**, allerdings noch geringere **Stadterweiterung** fällt in eine spätere Epoche der Ortsgeschichte. Sie ist kaum merklich und enthüllt sich nur dem Kenner des Wehrbaus. Sie diente in der Hauptsache der Vergrößerung des Friedhofes, der durch den mächtig anschwellenden Raumkörper der Pfarrkirche beengt ward, und der Bebauungsflächen für Pfarrhäuser und Schule. Erkennbar ist sie durch die von ihrer eingeschlagenen Richtung nach auswärts in befestigungstechnisch ungewohnter Weise abbiegenden Stadtmauerführung, die am

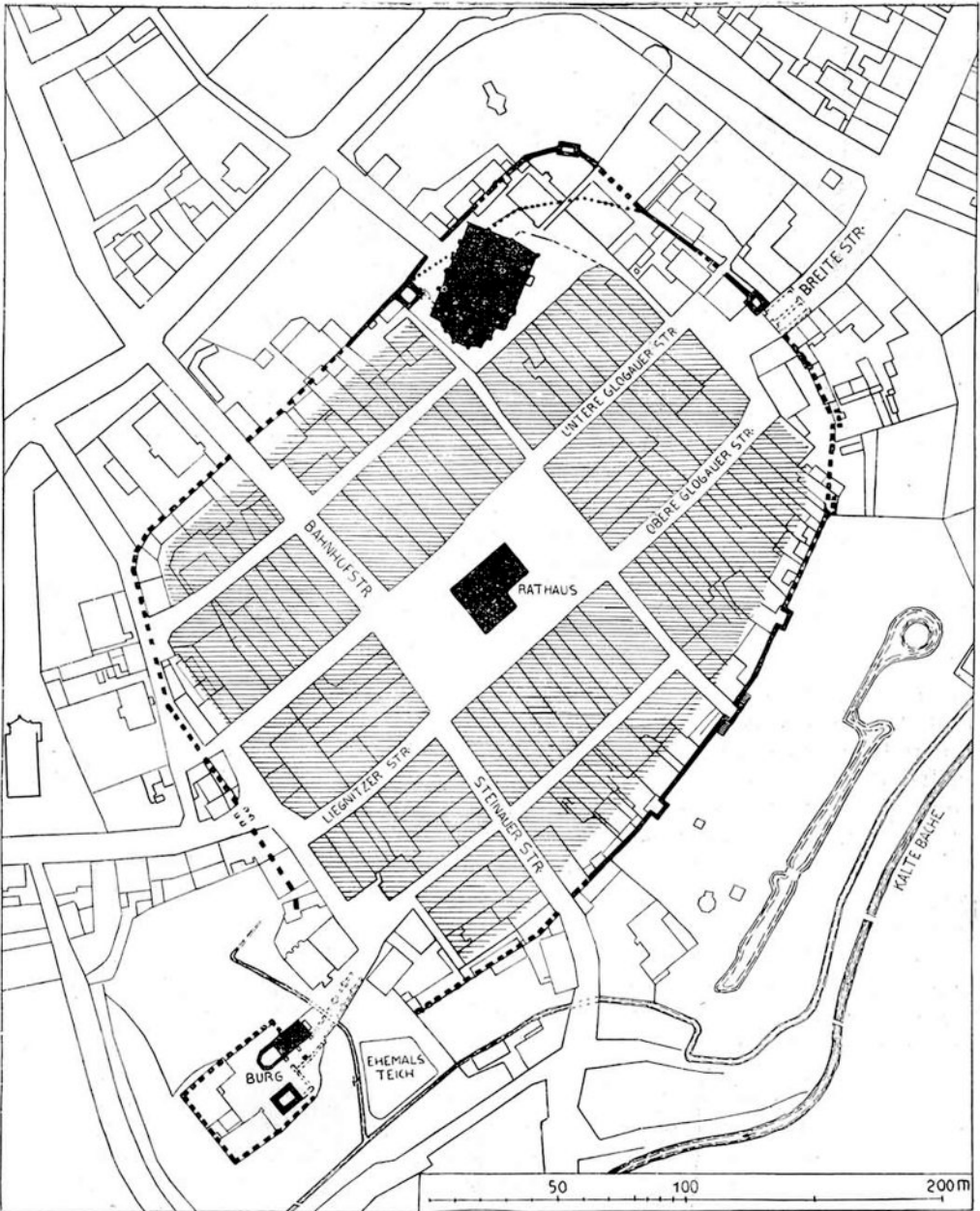


Abb. 55. Grundrißentwicklung der Stadt Lüben.

Dort handelt es sich allerdings um das jüngere Mauerstück, das zwischen den beiden aufgewiesenen Einknickungsstellen liegt.

Von ihrem Wehrgang ist kein Rest zu sehen, auch keine Spur einer etwa einmal vorhandenen Verbreiterung. Ein noch 1864 stehender Abschnitt ihrer Brustwehr wurde auf das genehmigende, nicht überwältigende Kenntnisse im Wehrbau verratende Gutachten des damaligen preußischen Generalkonservators von Quast abgebrochen. In einem vorangehenden Beschluß des Magistrates von 1848 wird von Zinnen gesprochen, die aus Ziegeln bestanden. F. B. Werners Stadtprospekt scheint auch eine Brüstung mit Zinnen zu meinen. Die Möglichkeit eines im 15. oder 16. Jahrhundert vorgenommenen Umbaus der Zinnen-



Abb. 56. Ansicht von Lüben aus dem Jahre 1745. Aus „Mitteilungen des Liegnitzer Geschichts- und Altertumsverein“

lücken in Schießscharten wie in Breslau oder Namslau ist in Betracht zu ziehen, so daß nach späterhin vorgenommener Entfernung der die Lücken zusetzenden Steine tatsächlich nur Zinnen stehen geblieben sein können. Die abgebildete, etwas unbeholfen gezeichnete Stadtansicht von 1745 läßt merkwürdigerweise Zinnen und darunter Schießscharten sehen. Eine solche Verdopplung gab es natürlich niemals. Die Verzeichnung könnte aus dem beobachteten Nebeneinander von beiden Arten von Schießlöchern entstanden sein.

Die Tortürme.

Von den drei zur Stadtmauer von Anbeginn angehörenden Türmen an den Toren der Ausfallstraßen nach Steinau, Liegnitz—Breslau und Glogau ist nur der letztere der Vernichtungswelle des 19. Jahrhunderts entgangen. Die Kenntnis der Form der anderen zwei Tortürme kann nur aus den zur Verfügung stehenden Abbildungen gewonnen werden. Der zu Rate zu ziehende Stadtgrundriß von 1850 läßt uns im Stich, weil damals die Türme bereits ganz oder zum Teil abgetragen waren. Bei der Einheitlichkeit der Stadtmauererrichtung darf jedoch von vornherein mit einer gewissen Übereinstimmung in der Gestaltung der Tortürme gerechnet werden.

Der **Glogauer Torturm** erhebt sich auf quadratischer Grundfläche mit 7,40 m langen Seiten 18 bis 20 m hoch. Ursprünglich mögen es nur etwa 10 m gewesen sein, eine Aufstockung wäre dann der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zuzuschreiben. Die Wehrplatte der ersten wie der zweiten Turmfassung mit deren Zinnenbrüstung ist abgebrochen worden, so daß noch 2 bis 3 m zu der jeweiligen Höhe dazuzurechnen sind. Der Abschluß tritt jetzt mit einem schlanken eingezogenen Zeltdach in Erscheinung. Die Wandstärke von 2,20 m verringert die Raumausdehnung erheblich. Die Tordurchfahrt lag neben dem Turm und bestand wie etwa in Namslau neben dem Krakauer Torturm in einem dem Charakter der späteren Entstehungszeit entsprechenden Wölbungsbogen mit einer bis zu 6 m hohen Wand darüber mit Eintiefung oder Pfalz zur Aufnahme der Zugbrücke oder des Fallgatters. Diese Form der Durchfahrt können wir aus der abweichenden Färbung eines bis zur Höhe von vielleicht 12 m sich erstreckenden Streifens von Mauerbreite an dem den Glogauer Torturm unsachgemäß und unkünstlerisch überziehenden Putz vermuten. Die notwendige Entfernung des Putzes wird Klarheit in der Frage der einstigen Torgestaltung bringen.

Der **Steinauer Torturm** steht im Vordergrund des F. B. Wernerschen Stadtprospektes, derselbe derbe Quader, jedoch mit Sattel- oder Schneidendach



Abb. 57. Mauer-,
dann Glockenturm
der ev. Stadtpfarr-
kirche zu Lüben.
Aufnahme von
Stadtbaumeister
Hans Keller.

abschließend. Er flankierte die Torpassage, wenn wir auf dem Stadtmauerplan die südlich anstoßende Mauerverdickung als Rest einer Turmwand deuten dürfen.

Der **Liegnitzer** oder **Breslauer Torturm** im Süden nahe bei der Burg tritt auf dem Stadtprospekt nicht hervor. Auf dem Stadtmauerplan ist in dieser Durchfahrt ein vollständig vor den Bering vorgeschobener Raumkörper mit geviertförmigem Grundriß und Strebepfeilern an den beiden Außenecken eingezeichnet. Dieser so aufgenommene Bau ist kaum der gotische Torturm, der um 1850 schon abgebrochen war. Er ist als kurzes Walltor des 15. Jahrhundert anzusehen. Eine **Pforte** verrät uns die aus einem Kirchenbilde von 1745 entnommene Westansicht der Stadt. Der Mauerdurchbruch diente dem Zugang zu dem am Ende des 14. Jahrhunderts außerhalb der Stadt eingerichteten neuen Begräbnisplatz und lag nach der Zeichnung, die aber durch die Übertragung auf einen Druckstock verkehrt wurde und als Spiegelbild anzusehen ist, südlich, in Wirklichkeit nördlich des Glockenturmes. Das vorgelegte Torhaus ist spätere Erweiterung und stammt aus dem 15. Jahrhundert.

Mauertürme und Scharwachthäuschen.

Mauertürme, d. h. in den Bering in Abständen eingefügte massive turmartige Baukörper, gab es an der ersten ursprünglichen Stadtmauer noch nicht. Sie war ein nur von den drei Toren durchbrochener Gürtel. Erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts begannen die Stadtbaumeister mit der Einfügung von solchen auskragenden Flankierungstürmen oder **Wig-(Weich-)häusern**, wie sie auch heißen. Wenn es an der Stadtseite offene, also halbe Mauertürme waren, nannte man sie **Schalen**. Die Knickstellen des Beringes wurden bei der Ver-

teilung der Mauertürme besonders berücksichtigt. Zu lange gerade Mauerabschnitte erhielten ebenfalls derartige Unterbrechungen. Eine Distanz von 40 bis 50 m wurde um 1400 angestrebt. Sie überragten die Stadtmauer meist nur um zwei Meter, d. h. um die Höhe ihrer Wehrplattenbrüstung, die von Schießscharten nach den drei Feldseiten durchlöchert war.

Von den einstigen Mauertürmen sind in Lüben noch einige erhalten, je einer im Nordwesten in den Höfen des Pfarr- und des Glöcknerhauses am Kirchplatz, drei oder vier Exemplare auf der Ostseite an dem auf dem Gelände des ehemaligen Wallgrabens angelegten Grüngürtels und der als Glockenturm ausgebaute hohe Quader auf der Westseite an der evangel. Pfarrkirche. Der abgebildete Mauerplan enthält 14 Stück einschließlich des Glockenturmes. Bernhard Klose beziffert sie in seiner Chronik auf S. 32 auf 14 und nimmt mit Recht eine Erweiterung ihres ehemaligen Bestandes um 2 bis 3 Stück an. Die Grundfläche dieser 2,5 m vor die Mauer tretenden, r. 8 m breiten Quader mißt durchschnittlich 30 bis 40 qm.

Bei allen verbliebenen Mauertürmen muß man sich die fehlende, die Stadtmauerbrüstung überragende Wehrplatte, den Standort der Schützen, dazu denken, ebenso das Dach darüber. Die Wandstärke von 1,65 m verleiht ihnen eine gewisse Stabilität, die in dem an der Nordwestecke vor die Mauer nur 2 m sich vorschiebenden, hier abgebildeten Quader einen jüngeren Vertreter erhalten hat. Auf Feldsteinsockel von 7,40:4,30 m Seitenflächen erhebt er sich im ersten Abschnitt r. 8 m hoch, mit einem zweiten zurückspringenden noch r. 2,2 m. Dazu ist die fehlende Wehrplattenbrüstung mit 2 m zu ergänzen. Die Zugänge in Form der mit einem Kielbogen überspannten, 5 m breiten Eingangsöffnung sowohl wie die im Stichbogen überwölbte für den Einstieg von dem Wehrgang der schräg anfallenden Stadtmauer sind mit Ziegeln zugesetzt. Seine Stellung an einem neuerdings feldseitig angelegten städtischen Schmuckplatz wird die energische Aufnahme seiner Pflege rechtfertigen.

Der gewichtigste und bei weitem höchste, weil als Wartturm ausgebaute Mauerschutz war der zugleich als Glockenturm für die daneben befindliche Pfarrkirche erstellte Quader auf ausgedehnterer Grundfläche von 9:9 m. Sein Standort im Zuge des Beringes weicht insofern von der Stellung der anderen Mauertürme ab, als er sich auf der Feldseite bündig mit der Außenfläche der Stadtmauer in ähnlicher Abschnitt-Teilung wie der vorher besprochene Mauerturm erhebt. Die Aufstockung mit Gliederung der Wände durch kielbogig überwölbte Nischen ist aus der beigegebenen Abbildung ersichtlich. Sein Ziegelformat 28:13:9 cm gestattet seine Datierung zu Beginn des 15. Jahrhunderts.

Eine andere Art des Beringschutzes wurde durch niedrige, auf den dann durch eine tragende Konstruktion verbreiterten Stadtmauerrücken gestellte **Wachthäuschen** mit Schießscharten in den Außenwänden oder durch ähnliche Aufbauten, die als **Gußkerker** eingerichtet waren, angestrebt. Die Scharwachttürmchen haben wir bereits an der Liegnitzer Stadtmauer kennen gelernt und finden auf S. 17 Abbildungen davon. Hier in Lüben hat sich bisher kein Anzeichen am Stadtmauertrand für das einstige Vorhandensein wenigstens einer Tragekonstruktion für solche Aufbauten feststellen lassen. Da leistet die Stadtansicht von 1745 den sehr erfreulichen Dienst, daß sie uns das frühere Vorhandensein zunächst eines derartigen Häuschens oder eines Gußkerkers überliefert. Er sitzt auf dem Bilde links von der Pforte und hatte anstatt eines teureren Turmes den Schutz jener zugeteilt erhalten. Wo noch etwa solche Mauerverstärkungen saßen, kann noch die Beobachtung bei gelegentlichen Freilegungen von Beringteilen beim Abbruch sich anlehnender Gebäude ausfindig machen.



Abb. 58. Mauer-
turm am Garten
des Pfarrhauses.
Rechts: Stadt-
mauer mit Ein-
stiegöffnung dar-
über im Turm.
Aufnahme von
Stadtbaumeister
Hans Keller.

Wallschüttung und Zwingertorbau.

Im Stadium der ersten Vervollkommnung der Feuerwaffen errang sich die Erdbefestigungsweise erneuten Zuspruch. Der Schutz der Mauer gegen Artilleriegeschosse war nur durch Aufschüttung eines Walles an ihrem äußeren Fuße zu erreichen. Die Verbreiterung des Stadtgrabens zum Zwecke der Verlegung des jenseitigen Ufers und damit des Standortes der Geschütze in größere Entfernung ging mit der Durchführung Hand in Hand. Nach der unter Friedrich dem Großen einsetzenden Wallabtragung blieben die dazugehörigen Zwinger- oder Walltore als einzige Zeugen auf den alten Stadtplänen und Ansichten. Der Stadtgrundriß von 1850 verhilft zur Kenntnis des einstigen Zustandes der Toranlagen. Das Liegnitzer Tor besaß den am wenigsten umfangreichen Zwingerhof, wenn wir den nicht sehr starkwandigen vorgeschobenen Bau als solchen und nicht als Torturm ansehen. Vielleicht war es das früheste und darum in der Folge primitiv gebliebene Walltor, einzig als Durchfahrt durch den Wall mit schützenden Seitenwänden gegen die Erdmassen und gewölbter Durchfahrt an der Stirnwand und einem Satteldach darüber.

Etwas stattlicher sah das Glogauer Walltor im Norden aus. Es war breiter und besaß neben der Durchfahrt einen kleineren Durchgang für Fußgänger, eine sogenannte Schlupfporte. Am stärksten und modernsten gestaltet war das Steinauer Tor im Osten. Außerhalb der eigentlichen Wallpassage führte ein etwa 25 m langer tunnelartiger Bau in wehrtechnisch beabsichtigter Schräg- richtung ins Freie. Die beträchtliche Ausdehnung setzt die Existenz eines ebenso breiten durchquerten Walles voraus. Demnach hatte Lüben mit einer Wallbefestigung großen Umfangs wie Liegnitz auf der Oderseite begonnen,

wenn nicht gar auf allen Seiten durchgeführt.

Die Lübener Burg.

Der Charakter des gelegentlichen Residenzortes der Liegnitzer Herzöge hat durch die fast restlose Vernichtung der Burggebäude an Zauber und erfreuenden Gestaltungsausdruck unersetzlichen Schaden erlitten. Lediglich die Burgkapelle, auch diese arg mitgenommen, legt heute von der einstigen Existenz eines sie hegenden landesherrlichen Hofes Zeugnis. Ein köstliches Sandsteintympanon mit den Figuren Christi, Mariae Magdalenaee, der heiligen Hedwig und des Stifters mit Gattin am Eingang zur Kapelle zeugt mit Stil und Inschrift für das Jahr der Erbauung durch Herzog Ludwig I., als die Burg auf ein hundertjähriges Bestehen zurücksah.

Das verschollene älteste Bild der Stadt aus dem Jahre 1613 soll nach des Chronisten K. Klose eine breitere Darstellung des Burgkomplexes enthalten haben. Uns steht nur F. B. Werners Prosepekt zu Gebote. Die Ausbeute ist ein kurzer stämmiger Turm aus Feld- und Bruchstein mit renaissancemäßigen Halbkreiszinnen, rechts daneben ein Hauswürfel mit nicht hohem Satteldach und im Hintergrunde das schlanke, noch vorhandene Türmchen der Kapelle. Die so gewonnene Kenntnis vertieft sich, wenn wir den Stadtmauerplan zu Hilfe nehmen. Die Kapelle, vor die Ringmauer weit vortretend, fällt uns zuerst auf. Ihre schwächeren Chorwände verraten eine jüngere Raumerweiterung des 17. oder 18. Jahrhunderts, als sie für die katholische Gemeinde von Lüben als Kirche eingerichtet wurde. Dann bemerken wir den Turmgrundriß, dessen sehr starke Wände 10:12 m lang sein mögen. In der entgegengesetzten Ecke steht das schon registrierte kubische Gebäude, das mit seiner Grundfläche von r. 14:18 m das zweigeschossige Wohnhaus oder das nach Fr. Lucaes Bericht nach 1675 neu erbaute Amtshaus ist. Denn vom eigentlichen Palas war nach desselben Gewährsmannes Worten 1689 „nichts mehr davon übrig als die starke Seitenmauer ohne Fenster, Tor und Gemächer“. Den Ruin hatten die Be'agerungen im Dreißigjährigen Kriege auf dem Gewissen.

Die Enge des Beringes erhält einen Ausgleich durch die Ausgedehntheit von Wall und Graben. Die Gestaltung des Walltores können wir ebenfalls aus dem Grundriß ablesen. Die Breite des späteren modernisierten, gegen die Stadt beibehaltenen Burggrabens verrät uns der noch um 1900 vorhandene Teich, welcher ein Rest des sonst eingeebneten Grabens war.

Landkreis Lüben.

Das Ergebnis meiner allerdings oberflächlich angestellten Untersuchung der massiven Wehrbauobjekte des Kreises ist das magerste des gesamten Fürstentums wie des Provinzgebietes links der Oder. Daran ändert auch die 1932 dem Kreise verbuchte Einverleibung der mittelalterlichen Kolonisationsstadt Raudten nichts. Der erst 1713 zur Stadt erhobene Marktflecken **Kotzenau**, der Mittelpunkt der nach ihm benannten Heide, scheidet als höchstens in einem frühgeschichtlichen Siedlungskern primitiv mit Wall befestigten und dann in seiner diffusen Planung ohne diszipliniertes Verteidigungssystem bestehender Ort aus.

Stadt Raudten.

RUDNA

Umfang und Grundrißgestaltung der ursprünglichen Gründung sind zunächst aus dem Rahmen der jetzigen Altstadt auszusondern. Das Verhältnis zur landesherrlichen Burg und die Absteckung der neuen deutschen Anlage auf deren weiterem Vorgelände weicht von dem uns bereits vertraut gewordenen Hergang der deutschen Kolonisationsstadtentstehung nicht ab.

Der Mangel an älteren Stadtplänen wurde vom Stellvertretenden Bürgermeister Neisser durch Beschaffung eines Ortsgrundrisses behoben, in welchem noch das Schloß mit dem

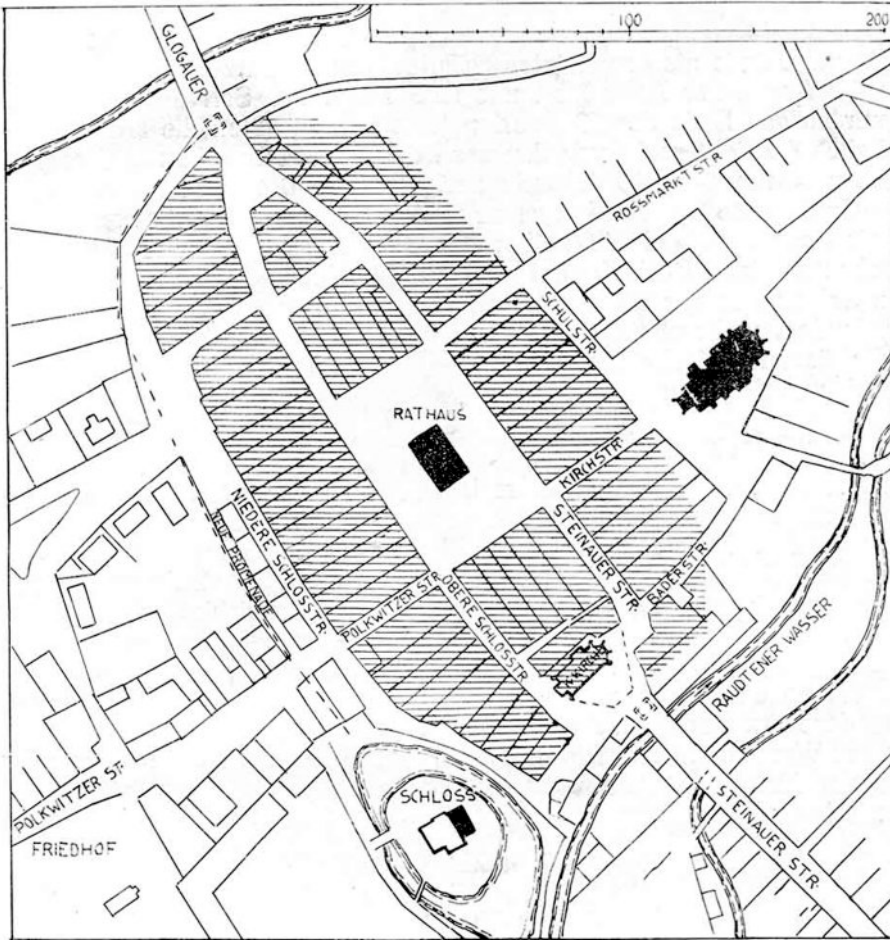


Abb. 59
Grundriß-
entwicklung der
Stadt
Raudten

neuerdings eingeebneten Graben als eines der wichtigsten Dokumente der Stadtgeschichte eingezeichnet ist.

Die neuerdings vorgenommene Umbenennung der Niederen Schloßstraße als Straße An der Stadtmauer bringt die aus alten Grundakten gewonnene Kenntnis zum Ausdruck, daß dort auf der Westseite noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts ein massiver Beringabschnitt stand. Schon 1689 fand Fr. Lucae nichts davon vor, ihr ehemaliger Standort ist mit Hilfe der sie auf der Innenseite begleitenden Rundenstraße, die als Neue Promenade auf dem Ortsgrundriß in Erscheinung tritt, unschwer feststellbar.

Die elliptische Grundfläche hat mit ihrer Hauptachse, welche die Ausfallstraßen nach Steinau und Glogau entsendet, die Richtung von Süden nach Norden. Eine kreuzende Achse ist nur im Westen nach Polkwitz entwickelt.

Die wie bei allen ersten Kolonisationsplanungen vorauszusetzende symmetrische Gestaltung des ersten Stadtgrundrisses gestattet uns, den Ostabschnitt der Peripherie zu rekonstruieren. Die spätgotische Pfarrkirche im Osten bleibt außerhalb der ursprünglichen Stadtgrenze, die ich in der abgebildeten Grundrißentwicklung durch Schraffierung verdeutlicht habe, der für Friedhof und Kapelle oder Kirche im Stadtraum zunächst ausgesparte und dann bebaute Block ist der Lage nach unbekannt.

Die Erweiterung der Stadt nach Osten hin unter Verlegung von Friedhof und

Pfarrkirche ist Ergebnis einer Neuplanung, welche die im ursprünglichen Wallbefestigungszustande noch verbliebene sprengte und das dort vorgelagerte ausgedehnte Sumpfgelände als erweiterten Schutzgürtel ausnutzte.

Auch über die Raudtener **Burg** fehlt uns jede Kenntnis. Seit der Stadtgründung, die wir an das Ende des 13. Jahrhunderts setzen, übten die Herzöge ihr landesherrliches Aufsichtsrecht von ihrem an der Hauptachse dem Südtor vorgelagerten Verwaltungs- und Wohnsitz aus. Die elliptische Form des Burghofes nebst Grabens sowie der Mangel an mittelalterlichen Mauerresten verrät, daß der Befestigungszustand nicht über das Stadium der Erd- und Holzbauweise geschritten ist. Deshalb hat sich im jetzigen, im 19. Jahrhundert erweiterten Schloßchen nur eine Unterkeilerung im Stile des 17. oder 18. Jahrhunderts gefunden, wahrscheinlich wie in Lüben aus der Zeit des Amtshausbaus für die österreichische Regierung, die 1675 auch diesen Nachlaß der Piasten an sich gerissen hatte.

Ritterburgen.

Von festen Herrensitzen des Mittelalters lesen wir in den alten Schilderungen des Kreises manches, erhalten hat sich verschwindend wenig wie auch auf dem Gebiete der hier einst vorhandenen Wehrkirchhöfe. Über den Burggraben verfügt noch Schloß **Sebnitz**, in **Klein Kotzenau** zeugt die Substruktion des Barockbau beherrschenden Quaderturmes von der Vergänglichkeit der Burgenherrlichkeit, und allein die durch einen Kircheneinbau stark mitgenommene Ruine der **Heinzenburg** bei Groß Heinzendorf bestreitet als massiver Rest die Erwartung, die an den Wehrbautenbestand des Kreises geknüpft wird. Eine Besichtigung der Burg war mir nicht möglich, deshalb lasse ich den Inventariseur Hans Lutsch zu Wort kommen: „Die in der Niederung der zum Bober rinnen in Sprottau in der Mitte zwischen Lüben und Primkenau belegene, früher von Sümpfen umgebene Baulichkeit zerfiel in zwei Gruppen, die Unterburg mit den Wirtschaftsgebäuden und die vielleicht auf einer natürlichen, jedenfalls nicht unerheblich vergrößerten Erhebung hergestellte Oberburg. Letztere steht auf einem rings ummauerten, 30:47 m großen ovalen, fast ganz unterkellerten Platze. Das in Putzbau ausgeführte Gemäuer zeigte früher Schießscharten. Die erste Erwähnung der Burg rührt von 1419 her, wo die beiden Herzöge Heinrich von Glogau sie an Heinz von Probin als Lehen vergaben. Sie wurde im Dreißigjährigen Kriege zerstört.“

Register

Verzeichnis der Baumeister (Bm), Steinmetzen (Stm), Bildhauer (B), Maler (M)

- | | |
|-----------------------------------|---|
| Amberg, Georg von Stm B? 35, 36 | + Ried Benedikt von Piesting Bm 88 |
| Berger, Kaspar B 50 | + Rose Blasius Bm 88 |
| Blätterbauer Th. M 12, 17, 18 | + Rossi Carolo Bm 38, 39, 51 |
| Bloeschuch Barthol. Bm 88 | + Robkopf Wendel Bm 88 |
| Ebhardt Bodo Bm 86 | - Säbisch Val. von Bm 18—24, 26, 86—89 |
| Fleiser (Fleischer) Michael B 23 | - Schinkel K. F. Bm 30—32 |
| Georgs. Amberg | Schyrmer Jakob Stm 37 |
| Günther Lorenz, Stadt-Bm 23 | Schneider Nikolaus Stm 22, 23 |
| + Hardeck (Heydeck) Bm 23 | „ Hans von Lindau Bm 25 |
| Hofmann Valentin B 36, 50, 77 | - Stueler F. A. Bm 32 |
| + Holzhammer Hans Bm 49 | - Stumpe, Baukond. 25, 26 |
| I. K. B 36 | Tischler, Binsp. 56 |
| Isemer Christ. Binsp. 9, 26 | Trauernicht Hans Stm 88 |
| Merian Matth. Kupferst. 4, 21, 23 | Walther Andreas B 36 |
| - Muntig Heinrich, Stadt-Bm, 23 | Werner F. B. Architekturzeichner 5, 6, 8 ff |
| + Niuron Bernhard u. Peter Bm 23 | + Wilhelm von Lüneburg Bm 23 |
| + Parr Jakob Bm 78 | + Wolf (Wolfgang) Joachim Bm 38 |
| „ Franz, Stm u. Bm 37, 51, 76—79 | |



120 431 II

~~14/8~~ 1248/111